

Geistige Arbeit

Zeitung aus der

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

wissenschaftlichen Welt

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski.

Professor Dr. E. WECHSSLER, Berlin

Wege zur Erforschung volkheitlicher

Wesensart *mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und französischen Nation*

Die Mahnung des delphischen Orakels zur Selbsterkenntnis, welche sich sogar ein Sokrates zu eigen machte, gilt nicht nur für den Einzelnen und seine Selbstbesinnung. Sie gilt im höchsten Maße für die Völker, die sich vor anderen und vor sich selbst behaupten wollen. Zumal in der Gegenwart, wo die Völker der Welt zu immer neuen Auseinandersetzungen unter ihnen allen genötigt werden, ist eine gründliche Erkenntnis der eigenen und der fremden Volksarten unentbehrlich. Deren Erforschung kann aber nur dann zu einem erwünschten Ziele führen, wenn die Fehlerquellen, die überall entgegendrohen, vermieden werden. Man denkt an das warnende Wort von Andreas Heusler in seinem vorzüglichen Werke »Germanentum« (S. 86): »Geschichtliche Betrachtung und Besinnung auf die eigene Volksart, zwei Einstellungen, denen der Heutige schwer entschlüpft: sie bedrohen die Unbefangenheit im freudigen Aufnehmen und Würdigen — wobei wir nicht nur an Kunstgenießen denken«. Hier reicht es nicht aus, wie oft versucht wird, unbefangen zunächst die Sprache eines Volkes, diese Rüstkammer volkheitlicher Wesensart, zu befragen; denn die Sprache selbst ist ein höchst verwickelter und widerspruchsvoller Ergebnis von all den Lebensrichtungen und geistigen Möglichkeiten, die sich im Ablauf der Geschichte einer Volksgemeinschaft vereinigen oder durchkreuzen.

Und ebenso wenig kann es einem denkenden Volksgenossen genügen, in irgendeiner Kulturkunde einen Überblick der Bildungsgüter und Bildungsbestrebungen eines großen Volkes zusammenzustellen. Wir müssen eben hier die Werke und Taten sorgfältig nach ihren tieferen Antrieben unterscheiden lernen, damit nicht blinde Vorliebe oder blinde Abneigung ein Vor-Urteil befestigen. Wenn irgendwo, so scheint hier Immanuel Kant damit Recht zu haben, wenn er etwa die fremde und die eigene Wesensart als »Dinge an sich« bezeichnen wollte.

Es dürfte schon viel damit gewonnen sein, wenn wir auf diesem dornigen und steinigen Arbeitsgebiet die verschiedenen Wege der Forschung säuberlich voneinander trennen und die besonderen Vorzüge und Mängel eines jeden uns deutlich zu machen suchen.

Die weltumfassenden Denker eines Volkes — hier Leibniz und Kant, dort etwa Descartes und Pascal — lassen wie in einem Prisma alle Grundfarben ihrer Volksart spielen. Sie enthalten, wie man mit Aristoteles sagen könnte, gewissermaßen alle Möglichkeiten, die sich in Tätigkeiten verwirklichen können (dynamis — energeia). Wir nennen hier als beispielhafte Versuche dieser Art: Wilhelm Wundt, »Die Nationen und ihre Philosophie« (die deutsche, englische und französische). — Max Wundt, »Die deutsche Philosophie und ihr Schicksal«. — Derselbe, »Deutsche Staatsphilosophie«. — Max Scheler, »Das Nationale im Denken Frankreichs« (Krieg und Aufbau, und nochmals dasselbe: »Nation und Weltanschauung«). — Karl Vorländer, »Kant als Deutscher«. — Hermann Schwarz, »Deutsches Wesen und Deutsche Weltanschauung« (Blätter für deutsche Philosophie III, Heft IV, 382 ff.; dasselbe nochmals in »Nationalsozialistische Weltanschauung« 11—13). — Eduard Wechsler, »Meister Eckehart und Bernhard von Clairvaux« (Euphorion XXX 1929).

Ein Gegenstand für sich, der sich der Forschung als besondere Aufgabe bietet und sein eigentümliches Denkverfahren fordert, sind die idealen Menschenbilder eines Volkes. Diese Bilder gestalten sich aus dem immer neuen Bemühen um das Verstehen des Uranfänglichen (Metaphysischen). Verfasser hat in seinem jüngst erschienenen Buch über »Die Jugendreihen des deutschen Menschen« 1733—1933 (S. 19 ff.) vornehmlich vier Urbilder des deutschen Menschen unterschieden. Das eine Urbild wird zuhöchst von Leibniz-Lessing-Herder-Goethe-Schelling vergegenwärtigt. Hier will sich der Deutsche als lebendiges Glied dem lebendigen Ganzen des Kosmos verbunden wissen. Man kann es Natur-Mystik nennen, insofern uns Mystik das Innwerden der Seele von ihrer ursprünglichen Einheit und geheimen Verbundenheit mit dem verborgenen Urquell alles Lebendigen bedeutet. Das zweite Urbild des deutschen Menschen ist das von Kant-Schiller-Fichte-Hegel-Beethoven dargestellte: man mag es Geist-Mystik oder Läuterungs- oder Erlösungsmystik nennen. Hier überall ist faustisches Streben: »ufklimen« nannte es Meister Eckehart. Ein drittes Urbild ist das des echten und eigentlichen

AUS DEM INHALT

- ARENS: Die Niederlande und Deutschland
MEHLAU: Die deutsch-bulgarischen Beziehungen im Spiegel der Geschichte
HOPFGARTEN: Deutsch-portugiesischer Kulturaustausch
CRAEMER: Vom Werden und Wesen der englischen Verfassung
GIERACH: Altgermanische Siedlung in der Tschechoslovakei
MEISSINGER: Johann Jakob Bachofen — ein Lebensbild

Romantikers. Man kann diese Mystik die des Traumes, der Überwelt oder der Geistbilder nennen. Klopstock, Jean Paul in seinen Romanen, Hölderlin, Novalis, Heinrich von Kleist, Eichendorff, Mörike sind Kronzeugen dieses Menschenbildes. An vierter Stelle steht, mit einer unmittelbar praktischen Einstellung zum Leben, der preußische Stoiker und Calvinist, in welchem altgermanischer Kriegergeist wieder auflebt. (Vgl. des Verfassers »Preußengeist und calvinisch-stoische Erziehung« in der Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, 23. Jahrgang, Heft 4, 1934.)

Ein dritter Weg ist die bejahende und die verneinende Ideologie. Unter Ideologie versteht man neuerdings ein absichtsvolles und zurechtgemachtes System gleich einem Programm. Sie wird oft zur Apologie, Rechtfertigungsschrift, Verteidigung: so etwa bei Paul Natorp in seinem schönen Buch »Die Seele des Deutschen«. — Bruno Bauch, »Der Geist von Weimar und der Geist von Potsdam«. — Dietrich Mahne, »Das unsichtbare Königreich des deutschen Idealismus«. — Kurt Breysig, »Vom deutschen Geist und seiner Wesensart«. Als Musterbeispiel in Frankreich drüben sei genannt: Joseph de Maistre, »Considérations sur la France«, aus dem Jahre 1796. Als Beispiel negativer oder tadelnder Ideologie mag stehen: Friedrich Schulze-Maizier, »Deutsche Selbstkritik« vom Jahre 1932. Als Beispiel einer Rechtfertigung durch einen Theologen sei hier genannt: Ernst Troeltsch, »Das Wesen des Deutschen« von 1915.

Ein vierter Weg bedient sich des psychologischen Experiments und erreicht da-

durch erstaunliche Sicherheit; zumal, wenn die Ergebnisse dieses Erfahrens sich mit denen der anderen Wege decken. Diese neue Methode ist noch nicht angewendet von Graf Hermann Keyserling, »Das Spektrum Europas«. Dagegen hat Erich Jaensch in Marburg die neue Methode vorbildlich auf Deutsche, Franzosen und Engländer angewendet in vielen Untersuchungen, deren bedeutsamste hier genannt sei: »Grundformen menschlichen Seins«.

Ein fünfter Weg der Forschung wird beschritten, wo im Sinne Nietzsches unfreiwillige Selbstenttarnung oder Selbstenthüllung beobachtet wird. So hat schon Kant in seinem heute noch wertvollen Buch »Über das Gefühl des Erhabenen und des Schönen« angemerkt, daß sich darin die Nationalcharaktere zu erkennen geben. Bedeutsam ist auch die von Witkop in Freiburg besorgte und von Paul Desjardins übersetzte Sammlung der »Lettres d'étudiants allemands tués à la guerre« 1914—18 (Paris, Gallimard).

Und auf diese ungewollten Selbstzeugnisse hat der Verfasser durchaus den Nachdruck gelegt in seinem »Esprit und Geist«, worin er nach dem Vorbild von Dantes Commedia drei Reiche des volkheitlichen Lebens unterschieden hat: Das Inferno der Franzosen und der Deutschen, oder das Reich der Erdgeister, oder der unmittelbaren und eingeborenen Neigung und Abneigung; hierauf das Purgatorio als das Reich der helfenden Geister beim Aufstieg zur Gesittung; zuletzt wird noch folgen das Paradiso oder das Reich der erreichten Taten und Werke, des Formenreichtums und reifster Erkenntnisse.

In einem Tiefsten gibt sich jede Volkheit zu erkennen durch die Art und Weise, wie

sie im Lauf ihrer eigenen Entwicklung das große Gedankengut und den vorbildlichen Formenreichtum der großen Hellenen auswählt, verarbeitet und sich zu eigen macht. Hierüber trägt Verfasser seit einigen Jahren die aus den Texten und anderen Belegen unmittelbar gewonnene These vor, daß die Franzosen in der Hauptlinie Jünger des Aristoteles, in der ergänzenden Nebenlinie Platoniker und Plotiniker immer gewesen sind. Dagegen umgekehrt bevorzugen wir Deutsche, durch die Taten unserer größten Geister, durchaus immer wieder Platon und Plotinos; indessen die richtunggebenden Gedanken des Aristoteles im gegenständlichen Denken Goethes und in Kants Anthropologie wirksam fortgesetzt wurden. (Vgl. den Aufsatz: »Deutsche Bildung und französische Kultur« in der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, 48. Jahrgang, Heft 4, 1933.)

Nur wer sich mit diesen sechs Wegen gründlich vertraut gemacht hat, wo er die Quellen und Zeugnisse nach ihrer Sonderart abzugrenzen und abzuschreiten hatte, wird sich mit Erfolg auf einen siebenten Weg begeben können, der irrtümlich meist als erster begangen wird. Das ist die Sprache mit ihren Mannigfaltigkeiten, diese Rüstkammer oder das Zeughaus des Höchsten und des Niedersten, des Umfassenden und des Vereinzelten: was in allen Lebenszweigen und Arbeitsgebieten ein großes Volk erhebt, erfüllt und seiner selbst gewiß und sicher macht. Die wichtigste Forderung an eine wahrhaft sachliche und eindringende Forschung wird hier sein, daß man grundsätzlich zwischen sprachlicher Wiedergabe und dem Gegenwert unterscheiden lernt. Unter dem einen verstehen wir hier die grammatisch-etymologische Übersetzung eines Grundwortes,

unter dem zweiten den volkhaft-eigentümlichen Wortsinn, der aus dem Ganzen der volkheitlichen Lebenswertung und Weltanschauung erwachsen ist und daraus immer neu seine Nahrung zieht. Wir sind heute noch weit von diesem Ziel entfernt. Bei uns hat Rudolf Hildebrand im Grimmschen Wörterbuch wertvolle Vorarbeit geleistet: (vgl. das Stichwort Geist, neugedruckt bei Niemeyer, Halle a. S.). Für jede vergleichende Sprachbetrachtung unentbehrlich ist André Lalande, Vocabulaire de philosophie (zwei Bde, Paris, Alcan). — Als beispielhafte Sammlung von Aufsätzen über die deutsche Sprache sei hier genannt die von Konrad Burdach kürzlich erschienene »Wissenschaft von deutscher Sprache« (Berlin, de Gruyter, 1934). — Für das Französische sei noch genannt: Eugen Lerch, »Französische Sprache und Wesensart« (erschienen 1933), mit früheren Arbeiten des Verfassers von derselben Richtung.

Ganz unzweideutig und in reichster Fülle gibt sich ein jedes Volk am deutlichsten in einigen Grundworten zu erkennen: hier etwa Bildung, Menschheit, Leib, Seele, Geist, Gemüt, Phantasie, das Gute, Wahre und Schöne, Vollkommenheit, Natur, Gott, Welt und Weltanschauung; und drüben die entsprechenden französischen Begriffe, die sich in ihrem Gehalt so wenig wahrhaft entsprechen wie die deutschen und französischen Begriffswelten überhaupt, wenn wir diese letzteren als Ganzheiten nehmen wollen. Dabei wird sich eine erstaunliche Nähe zum sechsten Weg ergeben: Denn eben jene grundsätzlichen Lebensbegriffe sind hier in erster Linie platonisch, bei den Franzosen vorzugsweise aristotelisch geprägt und bis heute als solche kenntlich. Hierauf hofft der Verfasser bald noch zurückzukommen.

Zur Theatergeschichte der Schweiz

Seit sechs Jahren besteht in der Schweiz eine »Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur«, die sich einerseits die Aufgabe historischer Forschung stellt, andererseits aber über den Arbeitskreis der reichsdeutschen »Gesellschaft für Theatergeschichte« hinausgeht, indem sie sich mit praktischen Theaterproblemen beschäftigt. Ihr »Jahrbuch« stellt sie auf einen gemeinsamen Nenner, und nachdem früher »Schule und Theater«, »Das vaterländische Theater« oder »Die Berufsbühnen in der Schweiz« behandelt wurden, wird das sechste Jahrbuch für 1934 dem Thema: »Erneuerung des schweizerischen Theaters« gewidmet. Die Aufsätze, an denen der Herausgeber und Sekretar der Gesellschaft, Dr. Oskar Eberle, ein Schüler von J. Nadler und Verfasser einer sehr ergiebigen und wichtigen »Theatergeschichte der inneren Schweiz« (1929), ferner O. von Greyerz, Fritz Ritter, Walter Lesch, Fritz Weiß, Hugo Marti u. a. beteiligt sind, sind in ihrer Grundhaltung für uns außerordentlich bedeutungsvoll; denn sie zeigen den Ernst und die Dignität, mit der sich die besonnensten Theaterfachleute der Schweiz darum bemühen, das Theaterwesen ihres Landes unabhängig zu machen vom Import ausländischer Dramatik, Regisseure, Schauspieler, Filme; nicht im Sinne böswilliger Grenzsperrung, sondern aus dem Drang, die land- und volkeigenen Kräfte zur Entwicklung zu bringen. Man weist, mit einigem Stolz, darauf hin, daß von 228 Schweizer Theaterkünstlern 23, also 10%, als »prominent« gelten dürften, was bei 15000 reichsdeutschen Bühnenleuten 1500 »Stars« ergeben würde; und man weist ferner, nun mit einigem (berechtigten) Unwillen, darauf hin, daß sich für 1931/32 unter 657 beschäftigten Bühnenmenschen vom künstlerischen Personal nur 49 Schweizer befanden und daß unter den Theaterleitern an subventionierter Stelle überhaupt nur 2 aus dem Lande selbst stammten, und von solchen Theaterzuständen könne man — so lautet die Anklage — keinen »schweizerischen Geist« er-

warten. In der Dramen-Produktion, für die der Berner Gemeinderat und die Schweizerische Schiller-Stiftung durch Preisausschreiben starken Impuls gegeben haben, hat sich im Laufe einiger Jahre eine wesentliche Zunahme spielbarer und gespielter Stücke herausgestellt. Unter den Schweizer Dramatikern hat sich vor allem Cäsar von Arx die deutschen und österreichischen Bühnen erobert. Um das national-schweizerische Theater zu fördern, geht man auf das Problem der künstlerischen Wanderbühnen aus (das seit langen Jahren in Deutschland vorbildlich gelöst ist). Indem man das Aufgeben der »geistigen Neutralität« fordert, verlangt man von den Regierungsstellen weitestgehende Unterstützung und den »Willen zu einer nationalen Theaterreform«; diese brauchte allerdings nicht gefordert zu werden, soweit es sich um das Laienspiel in der Schweiz handelt, das auch neuerdings wieder, unter Führung von Eberle, großartige Leistungen hervorgebracht hat. Diese Gedankengänge werden in dem »Jahrbuch« ohne plumpen Chauvinismus vorgetragen, vielmehr aus der (begreiflichen) Besinnung auf eigene, weckbare Kräfte und aus dem Bedürfnis, das Vorurteil abzuweisen, der Schweizer sei »dramatisch unbegabt und für den Bühnenberuf ungeeignet«.

Daß das Theater der Schweiz tatsächlich in langen Jahrzehnten im wesentlichen von reichsdeutschen Bühnenmenschen bestritten worden ist, lehrt eine theaterhistorische Veröffentlichung von Dr. Fritz Weiß, dem Präsidenten der »Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur«, der, aus Anlaß des Jubiläums, des »Baseler Stadttheater 1834 bis 1934« überblicken läßt. Wenn Weiß darauf verzichtet, eine Geschichte dieser Bühne darzustellen, so ist das natürlich kein Mangel an Ehrgeiz; denn er hat es sich durchaus schwieriger gemacht, indem er die Quellen und das Material für eine solche Darstellung mit bester Theaterphilologie in Form von Spielplänen, Verzeichnissen der künstlerischen Leiter und Bühnenvorstände, der Darsteller und Sänger vorlegt, wie es z. B. Friedr. Walter für

Mannheim 1899 geleistet hat. Die Schwierigkeiten solcher Aufstellungen kann beurteilen, wer je sich mit solchem oft unzuverlässigen Quellenmaterial beschäftigt hat. Die Ergebnisse der Zählungen sind für manche Autoren sehr interessant. R. Wagner steht voran: Lohengrin mit 160, Tannhäuser mit 140 Aufführungen, Mozart steht nicht viel nach: Figaro 150, Don Juan 117, Zauberflöte 162. Schiller mit dem Tell hat 158 Aufführungen, mit den Räubern 93, mit Maria Stuart 95, mit der Jungfrau 72, mit Kabale 63. Goethes Faust kommt auf 50, der Egmont auf 37 Wiedergaben. Sehr merkwürdig, daß Hauptmann und Sudermann, die im reichsdeutschen Spielplan hoch stehen, in Basel ganz verschwindend kleine Zahlen aufweisen. Wir finden unter dem künstlerischen Personal immer wieder Namen, die in Deutschland guten Klang haben und entweder von uns nach Basel gingen oder umgekehrt. Die Arbeit von Weiß, die rein historisch ist, ist eine wertvolle Bereicherung unserer theatergeschichtlichen Spezialliteratur; sie gibt hoffentlich der Forschung in der Schweiz auf diesem Gebiete neue Anregungen.

Dr. H. Knudsen
Berlin

Erneuerung des schweizerischen Theaters: 6. Jahrb. der Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur. 1934. Herausgegeben von Oskar Eberle. Theaterkultur-Verlag. Luzern.

Das Baseler Stadttheater 1834—1934. Die Spielpläne. Die künstlerischen Leiter. Das darstellende Personal. Mit einem Anhang: Theaterkommissionen. Subventionen. Gedenkschrift zum hundertjährigen Bestehen des Stadttheaters. Von Dr. Fritz Weiß. Herausgegeben von Theaterverein Basel. Verlag von Bruno Schwab u. Co. Basel.

Alte Bücher

wissenschaftlich und künstlerisch wertvolle Einzelwerke sowie ganze Sammlungen

schätzt ab, kauft und besorgt
jederzeit:

Buchhandlg. A. COLLIGNONG m.b.H.

Abteilung Antiquariat. Berlin NW 7

Prinz Louis Ferdinandstr. 2 Tel. A 6, Merkur 6311

Dr. F. ARENS, München

Die Niederlande und Deutschland

Die Frage der Kulturbeziehungen zum Volkstum der Niederlande gehört nicht zu den Problemen, die den Deutschen der Nachkriegszeit stark in Atem halten. Es gab zu Anfang des Jahrhunderts vielleicht einmal eine Zeit, zu der Aussicht auf ein wärmeres, engeres Verhältnis zwischen Deutschen und Niederländern bestanden hätte: als hüben wie drüben die gleichen Sympathien für die Sache der Buren aufflammten, dieses in seinen Freiheitsrechten bedrohten Kolonistenvolkes holländischen Stammes. Aber die Buren haben sich rasch genug dem Gefüge des britischen Weltreiches eingepaßt, so daß denn ihr Muttervolk selbst um so offener jenen Sympathien für das britische Wesen freien Lauf geben konnte, die sich auf eine tatsächliche engere Wesensverwandtschaft der beiden seefahrenden Nationen gründen. Bereits zur Zeit des jungen Deutschland sagte einmal der holländische Politiker Thorbecke, der Platz seines Volkes sei »in der Mitte zwischen Deutschland und England«. Daß dabei für den deutschen Nachbarn trotz vielverschlungenener Kultur- und Wirtschaftsbeziehungen keine eigentliche Liebe das Wort führt, hat einer der besten deutschen Hollandkenner, der verstorbene Franz Dülberg, offen bekannt, und dabei wies er zugleich auch auf die zärtliche Neigung hin, die der Holländer fast allezeit (die Kriege Ludwigs XIV. gegen die freie Republik müssen rasch verschmerzt worden sein!) für die französische Kultur gehegt hat, gerade aus dem Gefühl ihrer unbedingten Andersartigkeit heraus, also etwa im Sinne der Einstellung, die der Deutsche Italien gegenüber zu haben pflegt. Hier zeigt sich denn auch sofort der tiefe Unterschied gegenüber dem nationalen Vlamen, der seine heimische Eigenart gegen das Anbränden der französisch-wallonischen Kultur zu verteidigen genötigt ist und immer wieder nach der »broederhand« — diesen Titel gaben die Vlamen 1845 einer für Annäherung an Deutschland werbenden Zeitschrift — des östlichen Nachbarn griff, den überdies nach einem Worte von E. Schreiber der »Hang nach dem Mystischen, Verträumten, Leidenschaftlichen« der deutschen Volksart tiefer annähert als den Holländer, dessen etwas antiromantische, rational-kühle Geistesanlage ja kein Geringerer betont hat als der aus diesem Volke hervorgegangene Kulturgeschichtsforscher Huizinga. Aber gerade dieser Gelehrte, dessen gutenteils ins Deutsche übertragene Bücher so manchen Deutschen unserer Tage erhöhten Anlaß gegeben haben werden, über das stammesverwandte Nachbarland nachzudenken, hat vor einigen Jahren das Problem der deutsch-niederländischen Kulturbeziehungen selbst zur Diskussion gestellt und durch Klärung der geschichtlichen Voraussetzungen, um die sich bereits früher die Holländer Koßmann und Noordwijk verdient gemacht hatten, noch weiter geebnet.

Daß im früheren Mittelalter sowohl Nordniederländer als Vlamen zum deutschen Volkstum gehört haben, steht außer Zweifel. Obgleich schon damals wichtig als Vermittler französischer Kulturanregungen, haben die literarischen Vertreter der damaligen Niederlande — am bekanntesten der Limburger Heinrich von Veldeke — am Werdgang der deutschen Literatur und Sprache entscheidend Anteil genommen. Dann kam

es freilich in jenem »Herbst des Mittelalters«, dessen niederländische Erscheinungsform — das Zeitalter der Eycks — uns gerade Huizinga im tiefsten begreifen gelehrt hat, zu der Ausbildung eines besonderen, »niederländischen«, Gemeingefühls im politischen Gesamtrahmen des Herzogtums Burgund, also innerhalb eines Verbandes, in dem das französische Kulturelement gesellschaftlich den Ausschlag gab. Der Übergang der burgundischen Lande an die Habsburger hätte an sich diesen Zusammenhang mit dem französischen Wesen zwar eher lockern können, und im Kampf gegen die Heere des Herzogs von Alba haben die Niederländer dann bereits ein bewußtes Nationalgefühl ausgebildet, das, von dynastischen Schranken gelöst, nun gewiß schon vorwiegend auf den germanischen Unterlagen des niederländischen Volkstums beruhte. Die politisch-konfessionelle Spaltung hat dieser Einheit keine lange Dauer beschert, aber wenigstens die ihre Unabhängigkeit und ihr reformiertes Bekenntnis wahrenen Nordprovinzen blieben fortan Heimstätte eines Volkes von eindeutig niederdeutscher Wesensart. Nur hatte der Befreiungskampf gegen die spanischen Habsburger sie naturgemäß wieder Frankreich enger angenähert, und auch den neuen Glauben hatten sie in seiner französischen, calvinischen Form angenommen. Zudem gedachte man der vorhabsburgischen Zeit der Burgundermonarchie als einer Zeit der Macht, des Glanzes und Reichtums, indes das zerrissene römische Reich, dem die Niederlande zunächst formell noch angehörten, den aus eigener Kraft gewaltig aufstrebenden Holländern wenig zu bieten hatte. Die räumlich dem eigentlichen Reichsboden noch enger angenäherten Bewohner der Provinzen Geldern und Utrecht entfremdeten sich dem deutschen Volkstum nicht so schnell, die Holländer und Seeländer aber, das eigentlich führende Element in den Staaten, hörten allmählich auf, sich als Angehörige der deutschen Kulturgemeinschaft zu fühlen, wie denn schon 1577 sich zu Rom die niederländischen Künstler in aller Form von den deutschen geschieden haben. Unter diesen kulturellen Trennungsstrich setzte dann die im westfälischen Frieden endgültig vollzogene politische Trennung nur eben noch einen diplomatischen Schlußschnörkel.

In jenen Tagen nahm das Vaterland des Erasmus so manchen deutschen Glaubensflüchtling gastfrei auf und wußte den deutschen Gelehrten, dem niederländische Hochschulen einen reichen Wirkungskreis eröffneten, auch wohl zu schätzen. Das deutsche Volk als Ganzes mit der schwerfälligen Maschinerie seines »römischen Reichs« sahen die freien, vernunftstolzen, handels- und kunstbegabten Holländer aber mit recht kritischen Augen an, indes von deutscher Seite so mancher auf das Land der reichen Städte, der Wissenschaft, Kunst, Freiheit und Dichtung neidvoll-bewundernd hinüberblickte. Koßmann, der hierfür die Belege beibringt, macht auch auf die Tatsache aufmerksam, daß die deutschen Dichter des Barock, vorab Martin Opitz, den niederländischen Poeten, wie Marnix und vor allem Joost Vondel, so manches abgelernt haben.

Dann freilich trat ein entscheidender Wandel ein, als im Laufe des 18. Jahrhunderts mit Hollands politischer Machtstellung auch seine

wirtschaftliche Unternehmungslust, ja, selbst seine künstlerische Produktivität, verblaßte. Bezeichnend ist hier Panzers Hinweis, daß die der deutschen Schriftsprache treu gebliebenen Schweizer literarisch eine höhere Leistungsfähigkeit bewahrt haben als die Holländer. Jedenfalls fanden die zu eigenem großen Schaffen aufsteigenden Deutschen der Aufklärungszeit an den reichen, aber ein wenig steifen und altmodischen »Mynheers« mit ihrem unverrückten Festhalten am strengen Calvinismus und einem zopfig gewordenen Althumanismus nicht mehr viel Lobenswürdiges und mögen dies auch oft unverblümt herausgesagt haben.

Die Niederländer ihresteils haben die aufgeklärten Philosophen, Theologen, Pädagogen Deutschlands und der Schweiz mit großem Eifer übersetzt, die Fabeln Gellerts geradezu mit Begeisterung verschlungen, seit dem letzten Jahrhundertdrittel sogar die deutsche Sprache gern erlernt (für alle diese Dinge sind die Untersuchungen von Noordwijk maßgebend), — aber unter den deutschen Dichtern hat zuletzt nur noch Klopstock einigen Beifall bei ihnen gefunden, während sie für die Weimaraner wie für die Romantiker nie das richtige Verständnis aufzubringen vermochten; auch die wiedererstehende deutsche Malerei fanden sie wegen ihres geringen Eifers für das Koloristische kein Interesse. Zwar drang der verbissene Deutschenhasser Bilderdijk, dem als eifrige Anwälte des deutschen Genius vor allem R. M. van Goens und H. van Alphen gegenüberstanden, mit seinen Ansichten nicht durch, und nachprüfende Kritik unserer Tage muß bekennen, daß doch eigentlich Goethe mit seinem Egmont (und vielleicht der Schlußszenerie des Faust II), Schiller mit seinem Abfall der Niederlande und seinem Carlos für die westlichen Nachbarn ein hohes und warmes Verständnis bezeugt haben, daß aber diese selbst, die von Gellerts geruhiger Aufklärungsethik noch begeistert gewesen waren, nicht mehr — wie Koßmann offen zugibt — dem mächtigen Sehnsuchts- und Freiheitsaufschwung der späteren Deutschen folgen konnten, während ihnen England und Frankreich (die ihnen auch politisch kongenialer geblieben waren) immer wieder etwas zu sagen hatten.

Aber auch diese Entfremdungsperiode nahm ein Ende: die deutschen Reisebeschreibungen wurden gegen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts duldsamer im Ton, manches brüderliche, obschon oft zu kräftig anbietende, Wort klang vom Rhein über die Grenze herüber, die bürgerliche Entwicklung Deutschlands nach 1848 fand bei den Holländern wieder mehr Beifall, und so konnte Huizinga für die Zeit um 1860 geradezu einen Höhepunkt des deutschen Einflusses auf die niederländische Kultur ansetzen. Auch die Welle der großen deutschen Rembrandtbegeisterung, für die das Herauskommen von »Rembrandt als Erzieher« immerhin als Symptom gelten kann, und — darauf scheinen die holländischen Beurteiler noch gar nicht einmal aufmerksam geworden zu sein — die menschlich-künstlerische Erscheinung Vincent van Goghs mögen bei uns werbend für die Geltung des Nachbarlandes gewirkt haben.

Der hohe Respekt vor Deutschlands wissenschaftlichen und technischen Leistungen, die Bewunderung für seine Musik stehen außer Zweifel in Holland, die deutsche bildende Kunst aber stieß bei den Holländern immer auf Widerstände; Goethe blieb immer nur ein Besitz exklusiver geistiger Zirkel, erst

Schiller und Heine genossen einige Volkstümlichkeit. Dazu waren den ganz auf praktischen Erfolg, unauffällig-wohlhabende Bürgerlichkeit eingestellten Niederländern die Deutschen stets zu große Schwärmer, zu gute Untertanen und Soldaten. F. O. Jummel, der als Vorsitzender der deutsch-niederländischen Gesellschaft zu Leipzig nach dem Kriege offene Worte über das deutsch-niederländische Kulturproblem gesprochen hat, belehrt uns sowohl darüber als über die Tatsache, daß zwar Adel, Regierung, Gelehrtenwelt, Offizierskorps und ein Großteil der holländischen Katholiken im Kriege für Deutschland Sympathien hegten, »die Straße« aber antideutsch und das liberale Bürgertum Deutschland gegenüber sehr kritisch eingestellt war. Dazu gibt er nützliche Weisungen für eine richtigere Einwertung der holländischen Sonderart, deren verständnisvolleres Begreifen gewiß eine Annäherung der beiden Nationen erleichtern könnte. Trotz aller Gemeinsamkeiten des Ursprungs und der Sprache selbst müsse man heute zugeben, daß nach jahrhundertlanger politischer Selbstständigkeit eine auf niederdeutscher Grundlage entwickelte besondere Schriftsprache nicht wohl mehr als bloßer Dialekt unseres eigenen Schrifthochdeutsch angesprochen werden kann. Auch für ein gemeingermanisches Ideal haben nach Huizinga die seit Jahrhunderten mit der französischen Kultur in lebendig-liebevollem Kontakt stehenden Holländer nichts übrig. Dennoch scheint uns der Leidener Forscher zu weit zu gehen, wenn er auf die auch von ihm anerkannte Tatsache der nahen Verwandtschaft zwischen den beiden Völkern in erster Linie die Erwägung gründet, daß gerade zwischen nahen Verwandten Mißverständnisse besonders häufig sind. Man setze Holländer und Deutsche irgendwo in den Tropen zusammen in ein Klubhaus — sie werden ihrer Unterschiedenheit, wenn nicht eben von Politik geredet wird, vielleicht gar nicht so recht inne werden. Der gebildete Holländer beherrscht unsere Sprache vollkommen, und auch uns macht das Holländische keine besonderen Schwierigkeiten. Die Größe der niederländischen Geschichte und Kunst ist den geschichtlich Empfänglichen unter uns seit langem vertraut, berufene Interpreten haben uns nun auch die Wesensart des Volksdurchschnitts von heute richtig würdigen gelehrt, und wer der Wichtigkeit dieser Fragen einen Augenblick des Nachdenkens gewidmet hat, wird sich darüber im klaren sein, daß Schilderungen eines fremden Landes (darin haben die Deutschen sich manches vorzuwerfen, und selbst Huizinga beruft sich noch verstimmt auf anmaßende Reisebeschreiber jüngster Zeit) nur mit vollem kulturpolitischem Verantwortungsfühl abgefaßt werden dürfen,

Niederländisch-deutsche Preisaufgabe.

Das niederländisch-deutsche Professorenkollegium hat folgende Preisaufgabe aufgestellt:

»Welche irrationale Geistesströmung ist für das Seelenbild des niederländisch-deutschen Kulturkreises und damit des Abendlandes historisch-genetisch nachweisbar?»

Der Umfang der Arbeit, die als Forschungsergebnis gedacht ist, darf nicht mehr als 10 Schreibmaschinen-seiten umfassen (Quartformat); die Arbeit muß streng wissenschaftlich gehalten sein und neue Perspektiven eröffnen. Sämtliche Arbeiten sind an den Preisrichter Prof. Dr. Wilhelm Choroba, Wien VII., Richtergasse 7, mit einem Kennwort einzusenden. Der Endtermin der Einsendungen ist mit dem 10. April 1935 festgesetzt. Die besten drei Arbeiten werden gedruckt, die Verfasser erhalten hiervon 25 Freiemplare, der Gewinner der besten Arbeit wird überdies mit dem Silberpokal der niederländischen Wissenschaften ausgezeichnet.

sollen sie nicht mehr schaden, als Jahrzehnte positiver Aufbauarbeit gefruchtet haben. Wer zudem heute in einer der Geisteswissenschaften daheim ist, wird der Gesittung eines Volkes, aus dem der Kulturgeschichte ein so berufener Erneuerer erstanden ist, wie eben der Leidener Historiker selbst, den Zoll ehrerbietiger Aufmerksamkeit nicht weigern können. Dabei mag der Vorteil einer besonders klaren Spiegelung des eigenen Wesens in demjenigen einer nahverwandten Nation — ein Vorteil, auf den Huizinga mit Nachdruck hinweist — wohl noch gründlicher genutzt werden können als bisher!

Hoffen wir nur, daß auch von deutscher Seite alles geschieht, um den Niederländern, die geschichtlich begründete Sonderart und Sondermission des deutschen Wesens, für die schon Koßmann gute Verständnis Anregungen gegeben hat, ebenso kongenial nahe zu bringen, wie dies umgekehrt die Holländer und deren deutsche Freunde ihres Teils schon erreicht haben! Es ist gewiß kein unmögliches Ziel, und an guten Gründen fehlt es uns sicherlich ebensowenig wie an Begabungen. Nur daß freilich solche Dinge auch immer mit dem nötigen Verständnis für »die andere Seite« vorgetragen werden müssen, um die gewünschte Wirkung zeitigen zu können!

Ungarische Literatur

Es ist keine leichte Aufgabe, das gesamte Schrifttum eines Kulturgebietes im engen Rahmen von rund 300 Seiten zusammenzufassen. Eine wirklich gute Zusammenfassung dieser Art erfordert einen Schriftsteller, der sich mit seinem deutschen Publikum zu identifizieren vermag, ohne den Sinn für die Eigenart des fremden Volkstums zu verlieren, der es versteht, sachlich zu sein, ohne zu langweilen, der den Mut besitzt, die bunte Fülle des Materials in einen großen Zusammenhang zu bringen, und Gestalter genug ist, sein System mit organischem Leben zu erfüllen.

Die Frage einer ähnlichen deutschen Geschichte des ungarischen Schrifttums ist bisher nicht gelöst worden, obwohl das erste bedeutende Werk ungarischer Literaturgeschichte: Czwitingers »Specimen Hungariae Literatae« (1711) in Deutschland entstanden ist. Franz Toldys auch für die heimische Forschung grundlegende Arbeiten: »Handbuch der Ungarischen Poesie« (1828) und »Geschichte der ungarischen Dichtung« (1863) blieben trotz aller systematischen Kraft noch zu sehr im Stofflichen stecken; die schulmeisterlich-biedere, redselige »Geschichte der Ungarischen Literatur« von Schwicker war schon im Erscheinungsjahr (1888) überholt, und die kurze, in ihrer Art sehr wertvolle Zusammenfassung von Katona und Szinyei (bei Göschel 1911) zeigt nur das Gerippe der Entwicklung und ist an manchen Stellen auch veraltet. Das Werk von Julius von Farkas: »Die Entwicklung der ungarischen Literatur«, bedeutet einen wesentlichen Schritt vorwärts. Er versteht es, ein Optimum zwischen ungarischer Wirklichkeit und deutschem Interesse, zwischen didaktischer Stoffvermittlung und formender Durchdringung, zwischen publizistischem und wissenschaftlichem Stil zu erreichen. Farkas verwertet in seinem Buch alle Ergebnisse moderner ungarischer Literaturforschung, die er ja selbst mit zwei bedeutenden Monographien (Ungarische Romantik, 1931, Das junge Ungarn, 1932) bereicherte, und entwirft ein Bild, das von der herkömmlichen Betrachtungsweise in manchen Punkten abweicht.

Die Einzelheiten dieser Abweichungen gehen die Historiker an, das breitere Publikum wird sich für die neue Haltung interessieren, die als tragendes Element des Werkes klar erkennbar ist und die Züge der modernen ungarischen Geisteshaltung zeigt. Farkas erblickt mit Recht in der Literatur eine der wichtigsten Trägerinnen des ungarischen nationalen Bewußtseins. So werden die herkömmlichen Motive der biographischen, stil- und gattungsgeschichtlichen Betrachtungsweise in den Hinter-

grund gerückt. Der Schriftsteller und sein Werk erscheinen als die Träger eines trotz aller Verwicklungen einheitlichen historischen Vorganges, als Gestalter des geistigen Gesichtes des Ungarums, als Offenbarungen, Prägungen seines Gemeinschaftsbewußtseins. Dieser zentrale Gedanke durchzieht das ganze System der Darstellung und bestimmt auch die Prinzipien der Gliederung. Der Werdegang der ungarischen Literatur wird wie ein in zwei Arme geteilter und sich wieder vereinigender Fluß gezeigt: die einheitliche christlich-ungarische Kultur des Mittelalters entzweit sich im XVI. Jahrhundert (Reformation und Gegenreformation); nach den langen, stillen Jahrzehnten der nationalen Krätesammlung (XVIII. Jahrhundert) wird ein Kampf um die Idee der neuen nationalen Einheit ausgefochten (ungarische Romantik), in deren Zeichen die Entwicklung des XIX. Jahrhunderts vor sich geht.

Farkas' Auffassung vom nationalen Geist ist bedeutend moderner, tiefer und auch problematischer als die älterer Forscher, z. B. der Beöthy-Schule. Zunächst hebt Farkas als Ergänzung zum illusionistischen Vergangenheitsstolz und Zukunftsoptimismus der Vorkriegszeit auch die andere Haltung, die der schonungslosen Selbsterkenntnis und des tragischen Pessimismus, hervor; dann scheint er die von der ungarischen Romantik überlieferte Auffassung: »in ihrer Sprache lebt die Nation« — wenn auch noch nicht mit entschiedener Endgültigkeit — zu verwerfen und zu der älteren, autochthoneren Idee der »Hungaria«, der Solidarität verschieden sprachlicher Völker, zu den gemeinschaftsformenden Kräften der historischen Schicksalsgemeinschaft und des Bodens zurückzukehren. Nicht nur das »Rassenungartum« — also die »Magyaren« — agieren auf seiner Bühne, auch die anderen Völker des ungarischen Raumes spielen ihre historischen Rollen. Lateinsprachiges Schrifttum und die Literatur der ungarländischen Volksgruppen erscheinen in eine organische Einheit zusammengefügt.

Hier kann man dann auch die Auswirkung und Verarbeitung eines Jahrhunderte dauernden deutschen Kultureinflusses beobachten, der von den nach Karolingischen Mustern durchgeführten Reichs- und Verfassungsreformen Stephans des Heiligen bis zu unseren Tagen reicht, dessen Weg einmal über Breslau, dann über Wittenberg, hauptsächlich aber über Wien führte, dessen Träger ungarische Könige und deutsche Ritter, ungarische Studenten und deutsche Bürger, Kaufleute, Soldaten und Künstler, Priester, Gelehrte und Journalisten waren. Farkas liegt es aber fern, Ungarn als deutsche Kulturprovinz zu zeigen; die umfangreichen Ergebnisse der Bleyerschen deutschen Kulturbodenforschung in Ungarn versteht er in die organische Einheit der autonom-ungarischen Entwicklung einzubauen. Dies gelingt ihm, vor allem infolge seines entwickelten Sinnes für die historische Funktion großer gemeinschaftsbildender und bewegender Ideen und Leidenschaften. Der Schwerpunkt des Buches liegt denn auch in den soziologisch und kulturgeschichtlich stark unterbauten »Gesamtbildern« der historischen Epochen.

Die einzelnen Porträts sind erheblich farbloser, wenn die Größten auch mit ziemlich klaren Umrissen gezeichnet erscheinen. In dieser Richtung kann Farkas' Buch noch ergänzt, durch psychologische und ästhetische Motive bereichert werden. Für die etwas blasse Persönlichkeitsgestaltung entschädigt aber der einheitliche, großzügige Wurf des Ganzen. Farkas' Stil ist einheitlich und klar, eine gelungene Vereinigung der zurückhaltenden Sachlichkeit und der publizistischen Eindringlichkeit. Er versteht es, große, einheitliche Grundlinien zu ziehen und seinen Standpunkt gewaltlos zu vertreten. Das deutsche Publikum hat von ihm ein Buch erhalten, das den Entwicklungsgang der ungarischen Literatur im Zeichen einer wurzelhaften und doch europäisch gültigen Haltung zeigt, das trotz seines Reichtums an Stoff eine großzügige, einheitliche Komposition darstellt und das man mit Interesse, aber auch mit Bereicherung lesen kann.

Dr. D. v. Keresztury,
Berlin

Julius von Farkas: Die Entwicklung der ungarischen Literatur. Berlin: W. de Gruyter. 1934. 306 S. 80.

Gotenburgen in Bulgarien

Am Ausgange des Dorfes Sadovetz, fast südlich von Plevn, ist eine Burg freigelegt, die man für gotisch hält, weil Fibeln, Gürtel und andere Schmuckstücke gefunden wurden, die als gotisch erkannt sind, und die Bauten einen ganz anderen Stil und Charakter haben, als ihn die bisherigen Grabungen in Bulgarien aufweisen. Um eine Burg im eigentlichen Sinne des Wortes handelt es sich nicht, sondern der ganzen Anlage nach eher um eine befestigte Wohnsiedlung: mehr als 20 nebeneinander liegende Wohnräume sind durch zwei Mauern, die eine dicht neben der Wohnraumreihe, die andere weiter abgelegen, gesichert.

Die Lage der Burg legt die Vermutung nahe, ihre Erbauer und Bewohner könnten die von Orosius erwähnten Mösogoten gewesen sein, die 348 die Donau überschritten und sich bei Plevn niedergelassen haben sollen. Diese Annahme wird dadurch gestützt, daß ein kunstvoll gearbeitetes Kreuz sowie etwa 10 lange Stäbe, mit je einem Ringe am Ende, gefunden wurden, wie sie in damaliger Zeit in den Kirchen gebraucht worden sind. Daraus schließt man, nahebei müsse ein Gotteshaus gestanden haben, das man am Fuße der Burg suchen zu müssen und gefunden zu haben glaubt.

Die ganze Anlage der Burg läßt darauf schließen, daß ihre Bewohner in gewollter Abgeschlossenheit oder gar in Abwehr gelebt haben. Sie liegt weit abseits von allen großen römischen Straßen, südlich von dieser, die über Plevn führte, und — ziemlich weit entfernt — mitten zwischen jenen beiden, die den Hämus überquerten. Sie liegt auf Felsen, die in damaliger Zeit eine äußerst sichere Zuflucht waren, gut geschützt nach Osten und Norden und offen gegen Süden und Westen, also gegen den Balkan und gegen die Niederung, in der das Vieh geweidet und Pflanzen angebaut wurden. Diese Niederung ist seinerzeit von solchen befestigten Wohnsiedlungen ringsum eingeschlossen gewesen.

Erst nach Freilegung auch der anderen Burgen wird unbedingte Klarheit darüber herrschen, ob man dort tatsächlich, wie es den Anschein hat, auf Wohnsiedlungen von Goten gestoßen ist, welches Stammes Reste dort gelebt haben und welche Bedeutung diese erste Burg im Rahmen der ganzen Großsiedlung gehabt haben mag. Erst dann kann Antwort gegeben werden auf die Fragen, wie groß die Zahl der Gesamtbevölkerung gewesen, wann die Siedlung gegründet sein mag und bis wann sie bestanden haben kann. Nach den bisherigen Funden könnte sie vielleicht ein Alter von 60 Jahren erreicht haben und wird feindlichen Angriffen, vermutlich der Avaren, zum Opfer gefallen sein. Dafür spricht die Tatsache, daß Pfeilspitzen, im Erdboden steckend, vor den Mauern aufgefunden wurden und daß Teile der Mauer in einer Weise eingerissen vorgefunden wurden, aus der man auf menschliches, feindliches Einwirken schließen muß.

A. M.

A. MEHLAN, Sofia

Die deutsch-bulgarischen Beziehungen im Spiegel der Geschichte

In den letzten vorchristlichen Jahrhunderten waren die Bewohner des heutigen Bulgarien thrakische Stämme. Die Küsten des Schwarzen und des Ägäischen Meeres beherrschten die Griechen von Pflanzstätten aus, die zu meist von milesischen Joniern gegründet waren. Diese Urbewohner Bulgariens gerieten zuerst in Abhängigkeit von den Persern, dann (nach 360 v. Chr.) von den Griechen und 200 Jahre später von den Römern. Straßen, Denkmäler, Bögen, Minen und Heilquellen erinnern noch heute an deren Herrschaft.

Etwa um 250 n. Chr. erfolgte der erste germanische Einbruch in bulgarisches Gebiet. Unter ihrem Führer Kniva setzten diese bei Nowae über die Donau, und es kam zu folgenschweren Zusammenstößen mit den Römern, die damit endeten, daß Kaiser Gallus Frieden schließen und den Goten einen Tribut versprechen mußte. Philippopel fiel in ihre Hand und sie setzten auf von den Römern erbeuteten Fahrzeugen nach Kleinasien über. Erst in der Ägäis wurde ihnen Halt geboten. Bei Naissus erlitten sie eine schwere Niederlage, durch die das römische Übergewicht auf balkanischem Boden wiederhergestellt wurde. Als dann aber die Hunnen über den Don vordrangen, wichen die Goten vor ihnen nach Süden zurück. Unter der Führung von Ablavius und Fritigern zogen sie nach der Donau und baten Valens um Anweisung von Wohnsitzen auf bulgarischem Boden. Er gewährte ihnen diese, weil er durch sie seine geschwächten Streitkräfte zu verstärken erhoffte! Aber die römischen Beamten ließen sich aus Habgier die Lebensmittel teuer bezahlen, oft verlangten sie die Söhne der vornehmen Westgoten als Sklaven. So zog der Unfriede ein. Nach den Westgoten betraten auch wieder Ostgoten den bulgarischen Boden. Beide Stämme vereinigten sich. Als Lupicin Goten hatte hängen lassen, setzten deren Führer sich auf ihre Rosse und riefen die Ihren zu den Waffen. Bei Adrianopel kam es zur Schlacht (9. 8. 378); das römische Heer wurde vernichtet und Valens selber fiel. Nunmehr war ihnen das ganze Land bis nach Konstantinopel hin preisgegeben. Sie erwiesen sich jetzt als Ackerbauer ebenso tüchtig wie früher als Krieger. 488 verließen dann die Goten das Land, aber bedeutende Reste von ihnen sind zurückgeblieben. Es bedarf noch der Klärung, ob und inwieweit diese zur Bildung des späteren bulgarischen Volkes beigetragen haben. Eine Reihe von Ortsnamen in Bulgarien tragen heute noch germanisches Gepräge. Und es ist sehr aufschlußreich, daß in einem alten bulgarischen Liede der Germanen Erwähnung getan wird.

Schon wenige Jahre später (493) trafen die ersten Bulgaren von der Wolga her, wo sie, zeitweise ein mächtiges Reich bildend, in häufiger Berührung mit dem Germanentume gelebt hatten, an der Donau ein, aber erst ihre zweite Staffel, die unter Asparuch (641—702) den Fluß überschritt, führte zur Entstehung des ersten bulgarischen Reiches. Asparuchs Nachfolger Tervel erhielt 705 die Zarenwürde, und Byzanz schloß mit ihm 716 einen Grenz- und Handelsvertrag. Der bulgarische Staat war entstanden. Nach dem Jahre 800 begannen die politischen Beziehungen

zwischen Bulgarien und Deutschland. Dem jungen Könige Ludwig von Bayern wurde die Führung des bulgarischen Krieges anvertraut. 824 kamen Gesandte des Chans Omortag nach Bayern und später nach Aachen; sie erstrebten Frieden und Freundschaft mit dem mächtigen Nachbarreiche und sollten Grenzfragen regeln. Es war die Zeit, in der Bulgarien so groß wurde, daß es — im heutigen Ungarn — unmittelbar an das Deutsche Reich grenzte. Boris (853—888) war zuerst der Bundesgenosse Karls des Kahlen und dann Ludwigs des Deutschen. Mit diesem schloß er 864 ein Bündnis, das bis zur Jahrhundertwende bestanden hat. Den damals aufgenommenen Beziehungen ist es zu verdanken, daß das Christentum zur bulgarischen Staatsreligion erhoben wurde. Weil der junge Staat damals alle großen römischen Heerstraßen beherrschte, lief über sein Gebiet der Außenhandel zwischen dem Westen und dem Osten. Aus Regensburg, Passau und Wien versorgte er sich mit Waffen und Eisen und aus seinen Salinen führte er Salz nach Mähren aus. 866 erbat Boris aus Regensburg Kirchen diener und kirchliche Geräte und Bücher. Es haben also damals auch schon wirtschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Ländern bestanden.

1018 war es Basilius gelungen, das ganze Bulgarenreich unter seine Herrschaft zu bringen, für fast 170 Jahre. Zu dieser Zeit zogen die Wellen der Kreuzfahrer über das Land dahin. Namentlich die deutschen Kreuzritter und die Heere der ersten Kreuzzüge nahmen ihren Weg durch das bulgarische Land. Die Haufen Walters, Peters, Gottschalks und Emichos verhielten sich derart zügellos, daß das bulgarische Volk zum Schwerte griff und die Mehrzahl von ihnen vertilgte. Das erste geordnete Kreuzfahrerheer zog über Sofia nach Philippopel und hielt sich dort acht Tage auf. Der zweite Kreuzzug litt unter ersten Versorgungsschwierigkeiten auf dem Marsche durch Bulgarien, und es kam zum Blutvergießen mit den Einwohnern, weil beide Seiten sich nicht zu zügeln vermochten. Zwischen den schwäbischen Pilgern unter Herzog Friedrich und dem Heere des Prosuch, der sie hatte zur Grenze geleiten sollen, kam es zu einem förmlichen Kriege. Die bulgarische Einwohnerschaft zog sich in die Wälder und Gebirge zurück. So kam es, daß die späteren Kreuzfahrer das Land verlassen und öde vorfanden. Friedrich Barbarossa mußte sich den Durchzug durch bulgarisches Gebiet mit dem Schwerte erzwingen. Das Landvolk zog sich hinter die Stadtmauern zurück, schloß die Tore, verwehrte den Zutritt zum Markte und reichte das Begehrte an Seilen von der Mauer herab. Barbarossa nahm Adrianopel im Sturme und besetzte das ganze Land. Jetzt schloß Isaak mit ihm einen Vertrag, durch den er sich verpflichtete, die nötigen Lebensmittel zum Kaufe herbeizuschaffen. Die Jahre nach dem dritten Zuge waren dem Wiederaufbau Bulgariens vorbehalten. Der vierte Zug traf wieder ein reiches Land an, in dem die Pflüger tiefe Furchen zogen. Noch heute sind mancherlei Erinnerungen an den Durchzug der Kreuzfahrer durch Bulgarien feststellbar. Infolge der erweiterten persönlichen Berührungen der beiden Völker traten

Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Weltkrieges

Von Hermann Onken

ord. Professor an der Universität Berlin

X, IV, 870 Seiten. 1933. Gr. 8°. 2 Bände in Ganzleinen RM. 33.—

(Erschien gleichzeitig als Band 6 und 7 des Werkes „Der Große Krieg 1914—1918“ herausgegeben von Generalleutnant a. D. M. Schwarte. Beide Bände in Leinen gebunden RM. 33.—, in Halblein gebunden RM. 42.—. Das Gesamtwerk ist damit abgeschlossen.)

„Die nationale Erhebung, die unser Volk in seiner ganzen Struktur als Nation und Staat aus tiefster Not ergriffen hat, findet in dieser meisterhaften Darstellung der Geschichte des Deutschen Reiches und der Vorgeschichte des Weltkrieges die historischen Grundlagen, deren Kenntnis nicht entbehrt werden kann, wenn der neue Bau des Reiches auf feste Füße gestellt werden soll. Onkens Werk kann zu einem großen Lehrmeister für unser Volk werden, für das es in erster Linie geschrieben ist.“
Deutscher Offizier-Bund Nr. 27, 1933.

Im gemeinsamen Verlage von:

Johann Ambrosius Barth in Leipzig / Dunder & Humblot in München / E. G. Mittler & Sohn in Berlin / J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen / Paul Parey in Berlin
B. G. Teubner in Leipzig / Walter de Gruyter & Co. in Berlin
Auslieferung für den Buchhandel durch Johann Ambrosius Barth, Leipzig

von nun an die großen Städte der Halbinsel in einen Austauschverkehr mit dem Westen. Philippopel führte Getreide und Wein nach Deutschland aus, und über die Donau handelte Bulgarien Edelsteine und Meßgewänder nach dem Westen.

Während des Bestehens des zweiten Bulgarenreiches (1186—1393) sind politische Beziehungen zwischen beiden Ländern nicht erkennbar; aber in dem Heere des Michael Paleologos müssen sich auch Deutsche befunden haben. Die wirtschaftlichen Beziehungen erfuhren jedoch eine kräftige Belebung. Regensburg, Ulm, Augsburg, Nürnberg und Wien dehnten ihren Donauhandel bis nach Bulgarien hin aus. Der Handel mit Barchent, Stoffen und Wein begründete den Reichtum von Silistria und Preslav. Philippopel schickte begehrte Landweine auf die deutschen Ritterburgen. Um die gleiche Zeit (14. Jahrhundert) haben sächsische Kolonisten die alten römischen Erzlagerstätten Bulgariens wieder in Betrieb gesetzt. Ihr Tätigkeit ist noch heute in Überresten erkennbar.

Während Bulgarien sich unter dem Türkenjoch befand (1393—1878), war es vom direkten Verkehre mit dem Westen abgeschnitten. In dem Heere Sigismunds von Ungarn befanden sich auch Bayern und Schwaben. Sein Abwehrkampf gegen die Türken gelang nicht. Durch die Schlacht bei Nicopolis (28. 9. 1396) wurde die Herrschaft der Osmanen erst recht befestigt. Der Rachezug Vladislavs II. hatte zuerst Erfolg, aber durch die Schlacht von Varna (10. 11. 1444) wurde Bulgariens Schicksal für lange entschieden. Auch das Vorgehen des Markgrafen von Baden vom Jahre 1689 fand in einer Schlucht bei Dragoman ein unrühmliches Ende. Die Feldzüge Prinz Eugens erreichten dann Bulgarien nicht mehr. 1830 legte das erste westeuropäische Schiff wieder am bulgarischen Donauufer an. Deutschland war zu dieser Zeit der Lieferant der bulgarischen Industrie, und Bulgarien lieferte Schaffelle, Schnüre, Tuche und Pantoffel nach Leipzig. Bulgarische Kaufleute besuchten die Leipziger Messe. An der Ausbeutung von Kohlenminen und an dem Bau von Eisenbahnlinien wurden Deutsche beteiligt.

Durch den Berliner Vertrag entstand dann wieder ein selbständiges Bulgarien. Zu Fürsten des Landes wurden Deutsche erwählt: zuerst Alexander von Battenberg und nach ihm Ferdinand von Coburg. Unter ihrer Herrschaft wuchs die Zahl der im Lande ansässigen Deutschen, der Einfluß der deutschen Kultur stieg, und die wirtschaftlichen und finanziellen Fäden verdichteten sich. Aber die politischen Beziehungen standen unter einem ungünstigen Sterne. Bismarck hatte es als Leiter des Berliner Kongresses zugelassen, daß ein großer Teil des bulgarischen Volkes in der Türkenhand blieb. Er unterstützte Alexander von Battenberg nicht, weil er Petersburg nicht vor den Kopf stoßen wollte; er behandelte ihn kühl, er durchkreuzte seine Heiratspläne und er verpflichtete sich Rußland gegenüber, daß er eine eventuelle Rückkehr des Fürsten auf den Thron nicht dulden werde. Er wandte sich auch gegen die Kandidatur Ferdinands und sprach die harten Worte von den Knochen des pommerschen Grenadiers aus. In seiner Rücksicht auf Rußland ging er so weit, daß er den bulgarischen Herrscher persönlich unfreundlich behandelte. Erst nach seinem

Rücktritte beurteilte er ihn und das Land gerechter. Wilhelm II. verhielt sich Ferdinand gegenüber derart ablehnend, daß es zwischen beiden Monarchen mehrfach zu persönlichen Zusammenstößen gekommen ist. Aber in der Frage der Konversion des bulgarischen Thronfolgers dachte er unvoreingenommener als das katholische Wien. Die Erfolge der bulgarischen Armeen im ersten Balkankriege bewirkten bei ihm einen derartigen Sinnesumschwung, daß er von nun an geneigt war, Bulgarien in seine Weltherrschaftspläne einzubeziehen. Als jedoch das Waffenglück sich gegen den Zaren wandte, erhielt sein Interesse für Rumänien und Griechenland wieder das Übergewicht in seinem politischen Denken.

Immerhin hatte sich aber ein gewisser Stimmungswechsel in den amtlichen und privaten Kreisen Deutschlands vollzogen, der es Österreich leicht machte, als der Weltkrieg auszubrechen drohte, den von Radoslavoff erstrebten Ausgleich zwischen Berlin und Wien herbeizuführen. Durch den am 12. 7. 1914 abgeschlossenen Anleihevertrag zwischen der bulgarischen Regierung und der Diskonto-Gesellschaft wurde Deutschland ein bedeutender kommerzieller Einfluß in Bulgarien gesichert. Nach langwierigen Verhandlungen, in deren Verlaufe Sofia von beiden kriegführenden Gruppen möglichst weitgehende territoriale Zusicherungen erhandeln wollte, entschied sich der Zar für den Anschluß an die Mittelmächte. Es entstand ein inniges freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Völkern. Aber die lange Dauer des Krieges, die geringe Unterstützung seitens der Verbündeten, der kleinliche Streit um die Auslegung der Verträge, das Verhalten der deutschen Militärverwaltung in besetzten Gebieten und das Aufgeben bulgarischer Kriegsziele seitens der deutschen Heeresleitung haben dazu geführt, daß der Kriegs- und Bündniswille der Bulgaren erlahmte, daß, begünstigt durch die Propaganda der Entente sowie durch die wirtschaftliche Not, das Kabinett Radoslavoff weichen mußte und sein Nachfolger Malinoff den Sonderfrieden betrieb. Ferdinand stemmte sich gegen diese außenpolitische Neuorientierung, vergeblich. Deutsche Truppen schützten ihn und schlugen die Aufständischen, die schon vor den Toren Sofias standen.

Aus Gründen der Zweckmäßigkeit hielten nach dem Kriege beide Regierungen strengsten Abstand voneinander. Erst der Kampf gegen die Verträge ließ sie sich wieder nähern. Das Projekt der deutsch-österreichischen Zollunion, die die Basis für den deutschen Vorstoß nach dem Südosten schaffen sollte, fand keine Verwirklichung. Das Kabinett Georgieff hat sich außenpolitisch für Frankreich entschieden. Aber die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien sind so stark, wie sie Sofia zu keinem anderen Staate hat. Auch der kulturelle Einfluß Deutschlands ist ungemein groß. Überall im Lande wird Deutsch verstanden und gesprochen. Die deutsche Literatur gewinnt an Boden, ebenso das deutsche Schauspiel und die deutsche Musik. Der deutsche Tonfilm beherrscht die Kinos. Die bedeutendsten bulgarischen Künstler und Gelehrten haben ihre Ausbildung in Deutschland erhalten. Jedes Jahr beziehen Hunderte von Bulgaren die deutschen Universitäten und Hochschulen. Allein in Sofia sind 750 Deutsche ansässig, und in der bulgarischen Provinz leben Hunderte von deutschen Bauern in zwei geschlossenen Dorfsiedlungen.

Zur Ruthenenfrage

Eine ebenso interessante wie unbekannte völkische Teilfrage der Nachkriegsepoche bildet das Schicksal der Ruthenen, eines alten ostslawischen Volksstammes, der sich im Laufe der Jahrhunderte aus seinem Stammlande Ukraine und Ostgalizien bis über die ungarischen Karpathen und in die obere Bukowina ausgebreitet hatte.

W. Kutschabski hat in seinem Buche »Die Westukraine im Kampfe mit Polen und dem Bolschewismus« eine zusammenfassende Darstellung des Schicksals der Ruthenen gegeben. Im Oktober 1918, als Kaiser Karl durch sein bekanntes Oktobermanifest Österreichs Völker zur Bildung von nationalen Bundesländern aufgefordert hatte, antworteten bekanntlich die meisten mit offenem Abfall. Einzig die ostgalizischen Ruthenen erklärten sich mit der allerhöchsten Anregung einverstanden und meldeten Ostgalizien Ende Oktober als ruthenisches Bundesland im künftigen Föderativösterreich an. Einige Tage darauf kam indes der Novemberzerfall und die nunmehr ohne Wiens Beistand auf sich allein gelassenen Ruthenen gerieten mit ihren alten galizischen Landesgenossen, den Polen, übereinander. Um die Einverleibung Ostgaliziens in den zu Krakau formell schon Mitte Oktober proklamierten unabhängigen Polenstaat zu vermeiden, verkündeten sie am 1. November zu Lemberg unter ebenso raschen, wie geheimgehaltenen Vorbereitungen die »Westukrainische Republik«. Die in Lemberg recht zahlreich vorhandenen Polen ließen es indes nicht dabei bleiben, sondern setzten sich von einigen verbarrikadierten Schulbauten aus zur Wehr, so daß die in Lemberg fremden Ruthenenabteilungen mit ihnen nicht fertig wurden. Ihre politischen Führer gingen einen Waffenstillstand mit den Polen ein, und während desselben gelang es den Regierungspolen, bis nach Lemberg hineinzukommen und den Ruthenen ihre künftige Hauptstadt zu entreißen.

Niemand wird nun die Darstellung des ruthenischen Ringens ohne Teilnahme beiseite legen können. Ohne hier die Frage zu berühren, ob eine auf Ostgalizien beschränkte Staatenbildung des Ruthenenvolkes berechtigt gewesen wäre oder nicht, verdienen der Ruthenen verzweifelte Heldenkämpfe gegen die in Galizien wie an der Friedenskonferenz in gleichem Maße erstarkenden und tapfer standhaltenden Polen durchaus die Würdigung des Historikers. Denn sie ließen nichts zur Wahrung ihrer Rechte unversucht, wenn auch die Mittel manchmal nicht die richtigen gewesen sein mögen. Mangels anderen Ausweges führten sie eine Union mit der ostukrainischen Republik Petljuras durch, und als sie von den Polen und den Rumänen eingeklemmt wurden, verließen sie den heißumstrittenen westgalizischen Boden, um sich mit Petljuras Truppen gegen die Bolschewiken zu wenden und ihnen Kiew, die Hauptstadt der Ostukraine, wieder zu nehmen. Doch mit der Besitznahme von Kiew kreuzen sich die Wege der Ost- und Westukrainer mit jenen der allrussischen Gegenrevolution. Der etwas verspätet vor Kiew anlangende Russenfeldherr Denikin kennt keine Ukrainer, sondern nur Rebellen und läßt die Sieger von Kiew unter Feuer nehmen. Der Eintritt in die Denikinsche Armee der russischen Gegenrevolution bedeutet das Ende der Westukrainer, die Ostukrainer bleiben dem bald wieder herannahenden Bolschewismus überlassen.

Die zahlreichen Wechselwirkungen von Friedenskonferenz, polnisch-bolschewistischen, bolschewistisch-ukrainischen, ungarisch-bolschewistischen und deutsch-polnischen Kämpfen und Gegensätzen und dazwischen die merkwürdig schillernden Hintergründe der russischen Gegenrevolution weiß Kutschabski in einer für die Forschung sehr wertvollen Weise um seine eigentliche Darstellung zu gruppieren, welche zu den besten gezählt werden darf, die wir in deutscher Sprache über die nicht-deutsche Entwicklung zu Kriegsende besitzen.

Dr. Z. Szende
Budapest

Die Westukraine im Kampfe mit Polen und dem Bolschewismus in den Jahren 1918—1923 von Dr. W. Kutschabski. Berlin 1934. Junker und Dönhaupt Verlag. Brosch. Rm 16.—.

E. VON HOPFGARTEN, Berlin

Deutsch-portugiesischer Kulturaustausch

Uralt sind die Beziehungen, die deutsche Wissenschaft, deutscher Forschergeist, deutsche Buchkunst — deutscher Handel mit Lusitanien verbinden. Schon im Jahre 1855 weist der deutsche Generalkonsul von Minutoli in seinem dem jugendlichen König Dom Pedro V. gewidmeten Buche über »Portugal und seine Kolonien« auf diese Tatsache hin. Dieses noch heute nach 80 Jahren grundlegende Werk erinnert in seinem ersten Kapitel daran, wie groß die Zahl der Fachleute ist, die von Portugals Königen nach Lissabon gerufen wurden. Der hochbegabte und gelehrte Infant Heinrich der Seefahrer, der in der ersten Periode der großen Zeit Portugals im 15. Jahrhundert die mit kleinen Karavellen unternommenen kühnen Weltentdeckungsreisen ausrüstete und leitete, versammelte um sich einen großen Stab von Geographen, Nautikern und Sterndeutern. In diesem Kreis, der auch nach Heinrichs Tode fortbestand, befand sich auch der Nürnberger Kosmograph Martin Beheim. Deutsche Geschichtsforscher haben oft und viel über die große Zeit Portugals und seine Kolonialgeschichte geschrieben: so u. a. schon Ende des 19. Jahrhunderts Reichenbach, Günther, Zimmermann und im 20. Jahrhundert Hans Meyer.

Der Prinzgemahl Ferdinand von Coburg-Cohary, der Gatte Maria da Glorias, berief an seinen Hof als Erbauer seines Bergschlosses den Baron von Eschwege, der dort jene phantastisch schöne Burg La Peña schuf. König Ferdinand war auch, wie die Fürsten vor ihm, ein besonderer Förderer der seit Jahrhunderten in Lissabon ansässigen deutschen Kolonie, die bis heute großes Ansehen genießt.

Die Entstehung der das Deutschtum in Portugal umfassenden und schützenden Bartholomäus-Bruderschaft in Lissabon, ursprünglich eine katholische Gründung aus dem 13. Jahrhundert, ist eine Geschichte für sich. Ein in gotischen Buchstaben ausgeführtes, vergilbtes Dokument aus dem Jahre 1671 erzählt, wie ein deutscher Kaufmann namens Overstedt gegen Ende des 13. Jahrhunderts am Ufer des Tejo ein Holzlager anlegte, den Platz mit einer Mauer umzog und auf ihm eine Kapelle erbaute, die er dem Heiligen Bartholomäus widmete. Diese Kapelle, die König Dionys, der Beschützer von Handel, Kunst und Wissenschaft und Gründer der berühmten alten Universität Coimbra, in eine dem Heiligen Julius gewidmete Kirche einbaute, bildet heute noch den moralischen Grundpfeiler für den Aufbau der Bruderschaft, die sich mit Wohlfahrt und Förderung in Not geratener Deutscher in Lissabon befaßt. Ihr verliert der König sogenannte ewige Rechte, die auch Gültigkeit behielten, als in den Tagen der Reformation sich das gesamte Deutschtum in Lissabon ohne Unterschied der Konfession unter ihren Schutz stellte. Deutsche Krankenhäuser, Kirchen und Schulen beider Konfessionen werden unter Zuhilfenahme der Mittel der Bruderschaft seit Jahrhunderten unterstützt. Mitglied dieser Bruderschaft zu sein, gilt auch heute noch als eine hohe Ehre, und so ist die Bartholomäusbruderschaft zu einem fortlaufenden Band sozialer und kultureller Beziehungen zwischen Deutschland und Portugal geworden. Den verbrieften Rechten verdankte es auch die deutsche Kolonie in Lissabon, daß die portugiesische

Regierung alles im Weltkrieg beschlagnahmte deutsche Eigentum, soweit es noch da war, herausgab oder durch Hergabe von Mitteln oder neuer Grundstücke teilweise ersetzte.

Ferner gelangten die Lissaboner Deutschen mit Zuhilfenahme eigener Mittel wieder in den Besitz einer neuen deutschen Schule, unter denen sich des guten Unterrichts halber eine Anzahl portugiesischer Schüler befindet; es entstand eine eben eingeweihte evangelische Kirche, ein deutsches Heim, ein Krankenhaus und andere, die gegenseitigen Beziehungen fördernde Wohlfahrtsanstalten.

Unabhängig von Lissabon und noch feinnerviger gestalteten sich seit etwa 100 Jahren auf dem Wege über die Universität Coimbra der Einfluß deutscher Dichtkunst und Literatur auf die studierende Jugend des Landes. Die Universität in dem lieblichen Mondegotal, die oft mit Heidelberg verglichen wird und an der einst Portugals größter Dichter Luis de Camoës (1524—80) studierte, ist seit Jahrhunderten das geistige Kulturzentrum des kleinen Landes mit seinem noch heute ungeheuren Kolonialbesitz. Von dort aus kamen und kommen noch immer die geistigen Kräfte, die das Land befruchten und zur Zeit unter dem Diktator Dr. Oliveira Salazar einen neuen Aufschwung vorbereiten.

Stand Portugal im 18. Jahrhundert unter französisch-klassizistischem Einfluß, so lassen sich von 1800 ab literarische Anregungen aus Deutschland und England feststellen. Wieland, der von Filinto Elysio übersetzt wurde, bildete den Anfang. Der Faustübersetzer und Führer der Ultraromantiker der »Coimbraphilosophen«, Antonio F. de Castilho, paart zarte Empfindsamkeit mit klassischer Formestrenghe. Almeida Garrett, Joao de Lemos und die anderen Dichter des Troubadourbundes stammen aus derselben Atmosphäre wie der Realist Eça de Queiroz, dessen durchgeistigte Romane einen wohlverdienten Ruf haben. Unter vielen anderen verdient noch Antero do Quental, ein Bewunderer des deutschen Geisteslebens, der als Denker in Poesie und Prosa Ruhm gewann, und Guerra Junqueiro (1850—1923) Beachtung, dessen klangvolle Dichtungen unter deutschem Einfluß stehen.

In dem genialen Politiker und Dichter Eugenio de Castro, zur Zeit Ehrenrektor der Universität Coimbra, besitzt Portugal einen Philosophen und geistigen Führer von Ruf, der als Begründer des Symbolismus und als meisterhafter Goetheübersetzer zur deutschen und französischen Literatur in gleich engen Beziehungen steht. Im Goethejahr 1932 gab Prof. Dr. João de Providencia ferner eine Übersetzung Goethescher Balladen heraus. Vertreter einer philosophisch-katholischen Strömung waren der kürzlich verstorbene Literar-Historiker Prof. Mendes dos Remedios und Prof. A. de Vasconcellos. Viele deutsche Historiker, Wissenschaftler und Biographen von Bedeutung haben, besonders in den letzten Dezennien, sich mit den Erzeugnissen und Strömungen dieser Blütezeit portugiesischen Geisteslebens befaßt, darunter Bellermann (1840), Ferdinand Wolf (1859), Friedrich Diez (1863), Emanuel Geibel und A. F. v. Schack (1860), Reinhardtstoettner (1897 und 1904). Schäfers im Jahre 1836 erschienene 6bändige »Geschichte Portugals« regte des Landes größten Schriftsteller da-

maliger Zeit, Alexander Herculano, zu seiner gelehrten »Historia do Portugal« an. Herculano, der sich dem Studium der deutschen Kunst zuwandte, schätzte den deutschen Einfluß als neue Triebkraft für die meridionale Kunst.

Ganz Bedeutendes leistete auf dem Gebiet der Folkloristik und der Geschichte der portugiesischen Literatur eine deutsche Frau: Dr. phil. h. c. Carolina Michaelis de Vasconcellos, die 1910 als erster weiblicher Professor der Universität auf den Lehrstuhl der romanischen Philologie nach Coimbra berufen wurde, dort den portugiesischen Kunsthistoriker Joaquim de Vasconcellos heiratete und vor einigen Jahren in Porto starb. Sie entstammte einer alten evangelischen Gelehrtenfamilie, und ihr Vater, sowie ihr Bruder, Prof. Dr. Carl Michaelis, hatten sich bereits einen Ruf als Pädagogen erworben. Carolinas wissenschaftliche Forschungen auf dem Gebiet altportugiesischer Dichtkunst sowie der Sprachforschung wurden grundlegend für das romanische Studium auf der iberischen Halbinsel. Ihr verdanken wir u. a. die »Randglossen zum altportugiesischen Liederbuch« (1896—1903) und die »Geschichte der Portugiesischen Literatur« — gemeinsam mit Theophil Braga herausgegeben (in Gröbers Grundriß der Romanischen Philolog., Bd. 2, Abt. 2, 1897) — sowie mehrere wissenschaftliche Sprachführer. Auf diesem Gebiet leistete auch die Hamburgerin Luise Ey gediegene und grundlegende Arbeit.

Von Dona Carolina Michaelis angeregt, begann schon vor und direkt nach dem Weltkrieg ein reger Austausch mit den deutschen Universitäten. Besonders nahmen die Professoren João de Providencia-Costa und Ferrand d'Almeida, die auch zeitweise den Lehrstuhl für portugiesische Sprache und Literatur an der Berliner Universität betreuten, die kulturellen Beziehungen zwischen beiden Ländern wieder auf. 1925, noch zu Lebzeiten Carolinas, wurde der Universität Coimbra ein »Deutsches Institut« angegliedert, dessen Direktor Professor Providencia ist, und wo im Austausch mit der Universität Berlin noch zwei deutsche Doktoren von der portugiesischen Fakultät tätig sind. Man scheut dort keine Mühe, das deutsche Institut und die z. T. aus Spenden deutscher Verleger zusammengetragene Bibliothek im Andenken an die Heimgegangene und zur Erhaltung der gegenseitigen Beziehungen zwischen Deutschland und Portugal auf seiner Höhe zu erhalten. Alljährlich findet Ende Juli bis Ende August in der literarischen Fakultät ein Ferienkurs statt, der von Studierenden aller Länder und bisher auch viel von Deutschen besucht wurde, denen die Erlernung der Sprache und der Literatur die Wege zum philologischen Beruf in lateinamerikanischen Ländern eröffnet.

Leider wurde diese Gelegenheit zu wertvoller Wissensbereicherung im letzten Jahre kaum benutzt, so freundlich der deutsche Besucher auch dort empfangen wird. Es wäre dringend zu wünschen, daß die deutsche Wissenschaft und die deutschen Studierenden von dieser Studiengelegenheit mehr Gebrauch machen würden, nachdem die Frage der Devisen zum Auslandsstudium in diesen Tagen gesetzlich geregelt worden ist, damit das auf Tradition und Liebe zur Wissenschaft aufgebaute deutsche Institut nicht aus Mangel an Studierenden eines Tages geschlossen wird und uns damit zugleich eine wertvolle Gelegenheit zum Kulturaustausch mit diesem schönen westlichsten Land Europas verloren geht.

Vom Werden und Wesen der englischen Verfassung

Die Auseinandersetzung mit der parlamentarischen Demokratie in Deutschland, die sich nun stärker als nach dem italienischen Umschwung auf die europäische Welt zu übertragen begonnen hat, gibt uns eine neue Anregung, jene Verfassung zu studieren, in welcher sowohl konservative als liberale Vergangenheit, sowohl aristokratische als demokratische Gesinnung und endlich die Anschauung politischer Praktiker immer wieder ein Vorbild gesehen hat. Auch England ist heute von der Krise angerührt, auch dort gibt es schärfste Kritik am Parteiensystem und der liberalen Politik, aber noch immer scheint der britische Parlamentarismus Kräfte zu enthalten, eine nationale Ursprünglichkeit und sittliche Sauberkeit zu bewahren, die ihn vor dem Verfall schützt und eine unschätzbare Macht zur Erhaltung des Weltreiches ist. Noch immer enthält auch die britische Verfassung für uns den Ausdruck eines echten triebhaft sicheren politischen Volkstums. So vermag der Nationalsozialist Hermann Savelkous in dem gleich zu besprechenden Buche gerade vom Führergedanken aus uns die englische Wirklichkeit beispielhaft vorzuhalten.

Wir sind seit der Arbeit von Wilhelm Dibelius über die Voraussetzungen des englischen Lebens ausgezeichnet unterrichtet. Es war das hohe Verdienst dieses Anglisten, daß er die Gesamtheit englischen Daseins von einem geschichtlich-politischen Verständnis her begriff. Dennoch bringt auch seine Darstellung noch drängende Fragen. Sie erheben sich gerade dort, wo die nationale Eigenform der britischen Verfassung und des »Empire« sich von der europäisch-festländischen Entwicklung sondert, um ihr alsdann mit vorbildlichem Anspruch seit den Tagen Montesquieus entgegengestellt zu werden. England ist Demokratie, und im demokratisch-liberalen Bewußtsein haben die Engländer den Weltkrieg als Kreuzzug gegen uns an der Seite von Franzosen und Amerikanern zu führen gemeint. Und doch ist die germanische Demokratie Englands uns irgendwie wesensnah geblieben. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß vielleicht nirgends die nationalsozialistische Erneuerung Deutschlands so kraß mißdeutet und beföhdet wird wie in England, daß nirgends die Sache des Liberalismus (natürlich nicht des Marxismus, aber doch diejenige der Sozialdemokratie) so heftig verteidigt wird wie auf der angelsächsischen Insel. Gehen wir dieser Frage nach, so stoßen wir auf den geschichtlichen Ursprung des modernen britischen Parlamentarismus, auf die englische Revolution des 17. Jahrhunderts und die damals begründete Parlamentsgewalt.

Die englische Revolution des 17. Jahrhunderts und Cromwells Schicksal darin, mit all den religiösen Bewegungen der Presbyterianer und Independenten, der Anglikaner, Puritaner und Sekten, mit aller Glut echter Gesinnung und Glaubenspolitik, aller leidenschaftlichen Todfeindschaft zwischen Kavalieren und Rundköpfen, Monarchie und Republik gehört unter den weltgeschichtlichen Zusammenhang des Werdens jener bürgerlich-wirtschaftlichen Gesellschaft, deren Herrschaft über die Völker heute zu Ende geht, gehört in die Geschichte des Kapitalismus und seiner Verbindung mit liberaler und demokratischer Revolution. Aus diesem Zusammenhang ergibt sich die Berechtigung der Fragestellung, unter der Georg Lenz »Demokratie und Diktatur in der englischen Revolution 1640—60« betrachten will¹⁾. Lenz wünscht hinter den juristischen Bestimmungen der revolutionären Verfassungsentwicklung und den religiösen Bekenntnissen ihrer Träger die »realen Tatsachen«, die »Interessen« von Klassen und Einzelnen aufzudecken. Er schildert gleichsam zwangsläufig das revolutionäre Geschehen unter dem Gesetz vom Aufstieg des großbürgerlichen Mittelstandes, er gibt auf Grund gelehrter Untersuchung hervor, wie eben die kapitalistisch-monopolistischen Interessen, gegen welche sich die bäuerlich kleinbürgerlichen Massen ursprünglich erhoben hatten, schließlich Nutznießer der

Revolution werden, und wie die wirtschaftlich-gesellschaftlichen Schichten, welche den Aufstand des Parlaments wider den König begannen, nach dem Tode des gewaltigen Protektors ihr Interesse darin finden, die Republik wieder an die monarchische Restauration zu verkaufen und den Helden der Revolution aus dem Grabe an den Galgen hängen zu lassen. Die Armee erscheint selber in ihrer Zusammensetzung klassenmäßig wechselnd bedingt, sie sowohl wie die Führer des politischen Kampfes und Cromwell selbst werden mehr oder weniger Objekte der Entwicklung, der sie sich im eigenen Interesse taktisch unterwerfen. So geht die Demokratie nicht den radikalen Weg der Leveller zum Massenprinzip und gar zum Kommunismus, sondern die Diktatur wird zum Übergang für den bürgerlichen Parlamentarismus der besitzenden Schichten. Hier aber kommt doch die Fragwürdigkeit der von Lenz geübten Untersuchungsweise hervor. Ihm ist es offenbar unter dem Einfluß des englischen Schrifttums zum wichtigsten Fund geworden, daß die Verfassungsentwicklung ein Ergebnis der »wahren Kräfteverhältnisse« eines Landes, d. h. der sozialen und ökonomischen Bedingungen sei. Er bekannt sich geradezu für eine gemäßigte materialistische Geschichtsauffassung, mit ziemlich billiger Kritik an der bisherigen politisch-geschichtlichen, theologischen oder juristischen Deutung der Ereignisse und der handelnden Menschen. Damit wird aber nicht nur der Person Cromwells, auf die es hier nicht ankommen soll, sondern dem nationalen englischen Geschehen selbst die Größe des Kampfes von Bewegungen und wollenden Menschen um echte Gesinnungen und Lebensziele genommen. So mancherlei man für die politischen Hintergründe aus dieser Darstellung im einzelnen lernen kann, so wenig erfaßt sie den weltgeschichtlichen Zug. Sie bleibt damit hinter englischen Forschungen wie etwa Tawnys »Religion and the Rise of Capitalism«, die Max Webers Frage nach dem religiös-soziologischen Zusammenhang der politischen Vorgänge neu gestellt hat, durchaus zurück, sie läßt uns auch angesichts der nationalen Bedeutsamkeit jener Epoche für die englische Geschichte ziemlich im Stich. Es erweist sich doch, daß diese ganze Art der Betrachtungsweise heute für die deutsche Wissenschaft kein neuer Wert sondern eine rückschrittliche Form ist.

Das Buch von Hermann Savelkous »Das englische Kabinettsystem«²⁾ wird hingegen zum Beispiel neuer lebendiger Wissenschaft. Von ihm läßt sich zunächst sagen, was sonst für ausgezeichnete Romane gilt, daß es ein Raub am Leser wäre, wollte ich versuchen den reichen Inhalt hier auszubreiten. Der große Vorzug dieses Buches ist die echte Lebensnähe, die auch keine vorgefaßte Meinung über den Vorrang sogenannter »realer Tatsachen« ökonomischer Art mitbringt, sondern den Charakter der Nation in den Vordergrund stellt, ohne die Gegebenheit wirtschaftlich-gesellschaftlicher Verhältnisse zu unterschlagen. Savelkous will keine Geschichte der englischen Verfassung geben, aber er hat die Darstellung der gewordenen Zustände und Grundsätze überall geschichtlich unterbaut und führt seine Erzählung immer wieder auf den Einsatz zu Beginn des 17. Jahrhunderts zurück, als Walpole aus dem monarchisch-parlamentarischen Kompromiß von 1688 eine neue Form der Staatsgestaltung, eben das System der Kabinettsregierung zu entwickeln begann. Das Wesen der englischen Verfassung weist er hauptsächlich an der Tatsache auf, daß das gelobte Land des Parlamentarismus keine Parlammentsherrschaft eingeführt hat, daß eben die Voraussetzungen der parlamentarischen Verfassungen des Festlandes seit der Französischen Revolution in England nicht gebildet worden sind. Und er führt diese in seinem Buche wirklich nachgewiesene Tatsache auf die germanische Art des englischen Volkes zurück. Was ihn an der Verfassung Englands fesselt ist ihre Begründung auf ein gewolltes Führertum, die Wahl des ersten Ministers durch das Volk. Er zeigt, wie in diesem Führertum die Kraft und Lebendigkeit der Verfassung, der Kern des sich immer wieder erneuernden Zweiparteiensystems liegt. Die Mehrheitspartei und ihr als Persönlichkeit erhobener Leiter

haben für ihre Zeit das grundsätzliche Recht, den Staat zu beherrschen, und an diese Grundform knüpfen sich alle Einrichtungen der politisch-parlamentarischen Staatsform an. Dieser persönliche Zug in Führung und Gefolgschaft, in Volksdemokratie und unbürokratischer Verwaltung, in der Bindung des Parlaments an das Kabinett und der bedingten Bindung der Regierung an die Volksfreiheiten wird schön herausgearbeitet. Der Verfasser bekennt einleitend, daß es ihm nicht darauf ankomme, eine These über das Kabinettsystem aufzustellen, sondern wirkliche Anschauung vom organischen Ganzen der englischen Verfassung zu vermitteln. Das ist ihm ohne Zweifel gelungen.

Das Buch ist zudem mit Überlegenheit geschrieben, man kann ihm nicht begeisterte Schönfärberei nachsagen. Vielmehr ist die manchmal ironische und beinahe journalistische, immer vom anschaulichen Eindruck und sprechenden Beispiel ausgehende Schilderung, die nur ganz selten einmal zu oberflächlichen Wendungen abfällt, in einer bei deutschen wissenschaftlichen Schriftstellern seltenen Weise dem Gegenstand, dem englischen Leben und seiner unbewußten Art angemessen. Es ist schon wahr, was Savelkous immer wieder betont, daß diese Politik auf persönlichen und nationalen Charakter und Instinkt gegründet ist, dem Verstande mißtrauend.

Indessen ist es vielleicht doch nicht ganz gerecht, beim Vergleich der deutschen Verhältnisse immer wieder die Zustände und Führerfiguren des Weimarer Parlamentarismus von Bauer bis Hermann Müller anzuführen. Savelkous weist zwar selbst darauf hin, daß das politische Führertum Englands grundsätzlich kein Genie, keine Größe sucht, sondern nur rechtschaffene Manneskraft, aber ihm dienen als Vorbild die kämpferischen Gestalten des 19. Jahrhunderts, von denen doch keine einem Bismarck vergleichbar ist. Und über der national-sittlichen Grundlage des politischen Übereinkommens verschwindet ihm die politisch-gesellschaftliche Wirklichkeit, von der einleitend vornehmlich gesprochen wurde. Ist nicht der englische Parlamentarismus einschließlich der Kabinetts-gewalt die politische Lösung nach den ständischen und individualistischen Bürgerkriegen von Jahrhunderten, ein Ausgleich, welchen einerseits die Tradition der Monarchie, andererseits die wirtschaftliche Gesellschaft bestimmt?

Über die innere Bedeutung der Monarchie in England müßte man noch näher nachforschen. Zweifellos ist sie nicht eigentliche Staatsführung mehr, aber der Engländer selbst nimmt sie doch politisch viel wichtiger, als man bei uns zu glauben geneigt ist. Mir scheint das nicht nur eine im guten Ton erworbene Redeweise und Selbsttäuschung zu sein, sondern auch zum irrationalen Untergrund des britischen Staatslebens zu gehören. Was nun die wirtschaftliche Gesellschaft angeht, die den Staat und seine Kabinettsregierung geradezu als ihren nationalen Vollzugsausschuß zu betrachten geneigt ist, so herrscht sie doch durch die Macht des Geldes auch hier, sie vor allem bedingt die Problematik des englischen Kapitalismus und Sozialismus. Savelkous streift gelegentlich die furchtbaren Zustände des englischen Arbeiterelends im vorigen Jahrhundert, aber es ist doch nicht nur die Langsamkeit jeder Reform, die hier gehemmt hat, sondern auch heute, wo längst Sozialisten Minister sind, gilt in England weithin der Kampf ums Dasein in rücksichtsloser Form. Was wir heute Volksgemeinschaft nennen, ist dem Engländer Gegenstand der Bewunderung und erscheint ihm auch als preußischer Zwang. Hier setzen auch innere und äußere Bedrängnisse ein, die an der Unerschütterlichkeit des britischen Verfassungsorganismus immerhin zweifeln lassen. Aber diese Fragen überschreiten vielleicht schon zum Teil das Thema, das Savelkous sich gesetzt hat, er verspricht ja in einem zweiten Buche, das hoffentlich bald erscheinen wird, über die Formen der englischen Freiheit besonders zu handeln. Daß seine Darstellung die eigenständige Bedeutung der geschilderten Lebensform eines verwandten Volkes uns wieder vor Augen geführt hat, ist höchstes Verdienst.

Priv.-Doz. Dr. R. Craemer,
Königsberg i. Pr.

¹⁾ Beiheft 28 der Histor. Zeitschr. Oldenbourg, München 1933.

²⁾ C. H. Beck, München 1934.

Ein serbischer Roman

Wenn die »Geistige Arbeit« die deutsche Übersetzung eines ausländischen Romans anzeigt, so muß das seinen besonderen Grund haben. Grundsätzlich zunächst: die Eröffnung dieser Reihe, die bei Langen-Müller erscheint und von der Deutschen Akademie in München gefördert wird, will besagen, daß die Zeiten vorüber sind, wo der slawische Balkan uns unbekannt war oder von uns verkannt wurde. Das bedeutet Rückkehr — und zwar reumütige — zu jener großen, weltweiten und »weltliterarischen« Linie, die vor hundert Jahren von Herder, Goethe, Jakob Grimm und Ranke eröffnet wurde. Wenn jetzt das gebildete deutsche Publikum mithilfe durch Kaufen und Lesen, wenn diesem verheißungsvollen Anfang in den nächsten Jahren neue Bände folgen, die einen ebenso glücklichen Griff nach dem Wesentlichsten und Charakteristischsten beweisen, so wird sich das Dunkel, das über der europäischen Südostecke lagert und das uns eingestandenermaßen schon großen politischen und kulturellen Schaden zugefügt hat, rasch lichten und der »schweigende Balkan« wird endlich anfangen, auch zu uns zu reden — nämlich deutsch zu reden.

In einer solchen Reihe ist der erste Band sehr wichtig. Ich beglückwünsche Verlag und Deutsche Akademie zu diesem glänzenden und glücklichen Griff. Bora Stanković, der vor einigen Jahren, viel zu früh, verstorben ist, ist nach dem einstimmigen Urteil der neueren serbischen Literaturgeschichte und Kritiken (Skerlić, Pavle Popović, Br. Lazarević, Gesemann) »vielleicht das stärkste Erzählertalent der serbischen Literatur, ursprünglich, wildgewachsen, ohne jede literarische Glasur, besessen von den Gesichtern seiner südserbischen, nordmazedonischen Kindheit und Heimat, die er immer wieder in seinen Schilderungen und Erzählungen zu bannen sucht, preisgegeben den erschütternden Aspekten tragischer Liebe, zugleich der vorzüglichste Schilderer und Zeuge einer versinkenden patriarchalisch-bürgerlichen Zeit und einer untergehenden Kultur, der byzantinisch-altbalkanischen Kleinstadtzivilisation, die mit ihrer türkischen Tünche so »orientalisch« auf uns wirkt. Für den Deutschen, und zwar für den genießenden Leser wie für den besinnlichen oder sogar gelehrten Betrachter, ist dieser Roman ein klassisches Selbstzeugnis dieser uralten, einst hochstehenden, heute vergreisten Balkankultur, die von der modernen europäischen zersetzt und von der Lebenskraft der bäuerlichen Patriarchalität, die diese Städte erobert wie sie ihre Töchter nimmt, überrannt wird. Der Rest ist eine süße Wehmut und ein leichtes Grauen. Keiner hat das eindringlicher gestaltet als Stanković. Wer diesen seinen Roman liest, der im Urteil und nicht gerade glücklich »Unreines Blut« (Nečista krv) heißt und im Deutschen den Titel »Hadschi Gajka verheiratet ihr Mädchen: bekommen hat, der kann von sich sagen, daß er wenigstens eine der vier großen Kulturtypen und -zonen des slawischen Balkans im Kunstwerk erlebt hat: die altbalkanisch-byzantinische. Und wenn er sich selber einmal aufmachte, ein paar Wochen durch eins der entzückendsten und belehrendsten Freilichtmuseen Europas zu reisen, durch Südserbien und Mazedonien, so würde er schon durch vertraute Gassen wandern.

Nun warten noch die anderen balkanischen Kulturtypen und -zonen und südslawischen Menschentümer auf ihre Vermittlung durch den Verlag Langen-Müller und die Deutsche Akademie: die bäuerliche und heroische Patriarchalität, die romano-slawische Adriakultur, die Enklaven des islamischen Elements, die panionisch-deutsche Zone der Vojvodina und Kroatiens sowie die slowenisch-deutschalpine und der balkanisch-bulgarische Ostraum. Für jede dieser Kultur- und Menschenzonen kann man heute einen charakteristischen Verkünder und Gestalter in der serbokroatischen und bulgarischen Literatur finden, dessen Kenntnis für die deutsche Bildung und Wissenschaft menschlichen und politischen Gewinn bedeutet.

Prof. Dr. G. Gesemann,
Prag

Professor Dr. E. GIERACH, Reichenberg

Altgermanische Siedlung in der Tschechoslowakei

Das ganze Staatsgebiet der heutigen Tschechoslowakei ist altgermanischer Siedlungsboden. Die Geschichte meldet, daß im Jahre 8 vor Chr. Marbod die Markomannen aus ihren Siedlungsplätzen am Obermain, dem Flußgebiet des Regen und der Naab, nach Böhmen führte, um sein Volk der drohenden Unterwerfung durch die Römer zu entziehen. Aber die Ansicht, daß damit zum erstenmal Germanen den Boden Böhmens betraten, ist heute durch ältere Bodenfunde widerlegt. Schon im 2. Jahrhundert vor Christus, als Böhmen in seiner Hauptmasse noch von Kelten, den Bojern, bewohnt wurde, drangen elbaufwärts thüringische Stämme (Hermunduren) in Böhmen ein und haben ihre Siedlungsspuren bis weit elbaufwärts hinterlassen. Die späteren geschichtlichen Nachrichten, nach denen ein Hermundurenkönig namens Wibilius am Sturze des Katwalda in Böhmen und des Königs Wannius in Mähren beteiligt war, stützen die aus den Funden gewonnene Überzeugung, daß Hermunduren im Norden Böhmens saßen.

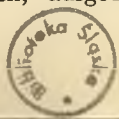
Dem Zuge des Marbod schlossen sich, wie uns überliefert wird, auch andere germanische Stämme und Teilstämme an, insbesondere die Quaden, die bisher am Untermain gewohnt hatten, und in denen wir aller Wahrscheinlichkeit nach die Sweben zu erblicken haben. Ließen sich die Markomannen in Böhmen nieder, das von seinen früheren keltischen Bewohnern, den Bojern, wenige Jahrzehnte zuvor größtenteils verlassen worden war, so nahmen die Quaden das Marchland in Besitz. Die Reste der Kelten gingen in den neu angekommenen Germanen auf; ihren Einfluß können wir in den Bodenfunden wie in der Übernahme einiger Flußbezeichnungen, insbesondere der Namen Eger und Iser, noch feststellen. Bei Tacitus sind im Rücken der Markomannen die Marsingen, bei Ptolemäus im 2. Jahrhundert n. Chr. noch die Batiner im Nordosten Böhmens bezeugt, in denen man wohl mit Recht Teilstämme der Marsen und Bataver vermutet. Auch die Reste der vorkeltischen Bevölkerung Böhmens und Mährens, der Illyrer, die wir, abgesehen von den reichen Bodenfunden, aus dem Reststamme der Korkonter im Riesengebirge und aus Flußnamen wie Marus (March) noch festzustellen vermögen, sind gewiß bald in der germanischen Umwelt aufgegangen.

Marbod hat bekanntlich von Böhmen aus die östlichen Germanenstämme: die Markomannen und Quaden, die Wandalen in Schlesien, die Semnen in Brandenburg, die Langobarden an der Unterelbe, vielleicht sogar die Goten an der Weichselmündung zu einem großen ostdeutschen Volksbund zusammen geschlossen, der nur deshalb zerbrach, weil der Böhmenkönig mit Armin, dem Cherusker, der Westdeutschland befreit und geeinigt hatte, in Gegensatz geriet. Nach dem Sturze Marbods und der bald darauf erfolgenden Vertreibung Katwaldas siedelten die Römer die auf römischen Reichsboden übergetretenen Scharen ihrer Anhänger in Oberungarn, nördlich der Donau zwischen March und Waag, an und gaben ihnen den Quaden Wannius zum König (20. n. Chr.). Ob erst damals Germanen in diese Gebiete gelangten, oder ob schon früher die Quaden ihr Siedlungsland auch über die Kleinen Karpathen, die kaum ein Hemmnis bieten konnten, ausgedehnt haben, läßt sich aus

Mangel an geschichtlichen Nachrichten nicht mehr sicherstellen. Jedenfalls aber gingen die hier angesiedelten Markomannen bald unter den Quaden auf. Denn für die Zeit des großen Markomannen- und Quadenkrieges gegen die Römer (166—180) haben wir ein einwandfreies Zeugnis, daß die Quaden bis über den Gran hinaus ihr Land ausgedehnt hatten.

Aber auch die Ostslowakei und das heutige Karpathenrußland waren seit dem Markomannen- und Quadenkriege von ostgermanischen Stämmen besiedelt, welche die dort ansässige dakische Bevölkerung ablösten. Zunächst wurde Karpathenrußland von dem wandalischen Teilvolk der Lakringen besetzt (um 169), und bald darauf erschien der Hauptstamm der Wandalen, die Hasdingen, in der Ostslowakei. Auf den Rat der Römer vertrieben sie hier die dakischen Kostoboken und nahmen das Land auf der Nordwestseite der Theiß in Besitz, wozu sie bald auch Westdazien erwarben. So war um 180 n. Chr. die germanische Landnahme vollzogen: in Böhmen wohnten die Markomannen, in Mähren und der Westslowakei die Quaden, in der Ostslowakei die Hasdingen und in Karpathenrußland die Lakringen. Nur hier im Osten ging im 3. u. 4. Jahrhundert eine Verschiebung vor sich, indem an die Stelle der abwandernden Wandalen die Gepiden, ein gotischer Stamm, einrückten: um 250 besetzten sie, von der Weichsel kommend, das Gebiet der Lakringen, um 340 auch das Land der Hasdingen und nach der Zertrümmerung der gotischen Macht durch die Hunnen ganz Siebenbürgen. So gehörte nun der Osten und Nordosten Ungarns den Gepiden, während der Westen von Oberungarn nach wie vor den Quaden verblieb.

Die germanische Siedlungszeit der Tschechoslowakei hat von Christi Geburt bis zum Ende der Völkerwanderung gewährt. Es ist wahrscheinlich, daß die Markomannen Ende des 5. oder in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts Böhmen verließen und südwestwärts an die Donau abwanderten, wo sie das Land zwischen Enns und Lech besetzten. Die genaue Zeit ist nicht bekannt; die Tatsache selbst findet ihre beste Stütze in der Änderung ihres Namens: sie treten nun als Baiwaren, jetzt Bayern — törchterweise Weise mit dem fremdländischen y geschrieben — auf und bewahren noch im Namen die Angabe ihrer Herkunft, nämlich daß sie die alten Bewohner von Baihaim oder Böhmen sind. Ihre Nachbarn, die Quaden in Mähren, waren größtenteils schon hundert Jahre früher nach dem Süden abgewandert; als die Wandalen aus Westungarn Anfang des 5. Jahrhunderts ihren berühmten Zug nach dem Westen antraten, der sie nach Spanien und Afrika führen sollte, schlossen sich ihnen in Niederösterreich die mährischen Quaden an, überschritten mit ihnen 506 den Rhein, 509 die Pyrenäen und erhielten auf der spanischen Halbinsel den Nordwesten als Siedlungsgebiet zugeteilt; dort bildeten sie bis 586 ein eigenes Reich, und Ortsnamen wie Suevos erinnern noch heute an ihr einstiges Dasein. Nach dem Abzuge der Markomannen und Quaden haben vorübergehend noch andere germanische Völker in den Sudetenländern gewohnt, aber Näheres läßt sich nur von den Langobarden darüber aussagen, von denen mehrere Bodenfunde gemacht worden sind. Durch die kurz zuvor erfolgte Vernichtung



des ostungarischen Reiches der Gepiden durch Alboin war auch der germanischen Siedlung in Karpathenrußland ein Ende gesetzt, und unter der Herrschaft der Awaren konnten die Slawen den ungarischen Raum und die Sudetenländer füllen.

Erlauben uns so die geschichtlichen Nachrichten einen hinreichenden Überblick über die germanischen Völker und Stämme, welche in den ersten sechs Jahrhunderten nach Christi Geburt in den Sudetenländern und in Nordungarn gewohnt haben, so werden wir durch sie so gut wie gar nicht darüber unterrichtet, wo die germanischen Siedlungsstätten gewesen sind. Es ist ganz klar, daß der größte Teil des Landes damals noch nicht unter den Pflug genommen war, ja infolge der Ausbreitung des Urwaldes für den damaligen Menschen überhaupt unbewohnbar gewesen ist. Böhmen ist heute noch zu einem Viertel mit Wald bedeckt und war es damals zu drei Viertel bis vier Fünftel der gesamten Landfläche. Nur in Innerböhmen, in der Ebene an der Elbe und an den Mündungen ihrer Zuflüsse, wo zugleich der beste Boden und der klimatisch günstigste Teil des Landes war, gab es waldfreies oder nur von einzelnen Bäumen oder Gebüschgruppen bestandenes Land, in welchem der Mensch der Vor- und Frühzeit siedeln konnte. Nur gelegentlich waren sonst im Lande waldfreie Striche an den größeren Flußläufen. Und wie die vorgeschichtlichen Völker vor den Germanen, so haben auch die Germanen und nach ihnen die einwandernden Slawen hier gewohnt. Ähnlich liegen die Dinge in Mähren und in der Slowakei. Auch hier sind es die breiten Flußtäler und die sich daran anschließenden Ebenen, welche in erster Linie für die Siedlung in so früher Zeit in Betracht kamen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Menschenzahl dieser Stämme ja noch sehr gering war. Man hat die Zahl der Markomannen auf 200000 Köpfe berechnet, und die Zahl der Quaden in Mähren war gewiß kleiner. Ihr Siedlungsraum braucht also nicht sehr groß gewesen zu sein, und bei verhältnismäßig großen Räumen war die Besiedlung sehr dünn. Aber wo lagen diese Siedlungen? Die Sprachwissenschaft vermag nur wenig Anhaltspunkte zu geben, wenn sie nachweist, daß eine Reihe von Fluß- und Bergnamen germanischen Ursprungs sind und ältere, illyrische und keltische Namen durch germanischen Mund an die Slawen übermittelt worden sind. So müssen an Elbe, Moldau, Eger, Iser, an March und Oská, an Waag und Gran usw., am Fuße des Rip bei Raudnitz wie am Gesenke (Eschengebirge) Germanen ansässig gewesen sein, ohne daß uns darum der genaue Ort oder die Dichte der Siedlung bekannt würde. Von Ortsnamen germanischer Herkunft sind uns nur zwei bekannt: Marobudum, die Hauptstadt des Marbod, deren Lage strittig ist, wenn auch der durch seine keltischen und germanischen Funde berühmte Burgberg bei Stradonitz an der Beraun mit einiger Wahrscheinlichkeit dafür gelten kann, und Laugaricio an der Waag bei Trencsín, wo die Römer eine Inschrift angebracht haben.

Um nun eine Siedlungskarte der Germanen in der Tschechoslowakei zu entwerfen, bleiben also nur die Bodenfunde übrig. Germanische Funde sind bereits in beträchtlicher Anzahl gemacht worden, und es werden jedes Jahr neue entdeckt. Eine übersichtliche Zusammenstellung verdanken wir Helmut Preidel, der in seinen Büchern »Die Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde« (Reichenberg

1926) und »Die germanische Kultur in Böhmen und ihre Träger« (Kassel-Wilhelmshöhe 1930) alle ihm erreichbaren Bodenfunde zusammentrug, ordnete, verzeichnete und ausdeutete, freilich nicht immer mit der notwendigen Kritik und der wünschenswerten Genauigkeit. Aber er konnte seinem ersten Buch eine Siedlungskarte der Germanen in Böhmen beilegen, die, wenn sie auch mancherlei Ergänzungen bedarf, doch eine brauchbare Grundlage bildet. Noch weniger unterrichtet wie über Böhmen waren wir über Mähren, und es ist ganz überraschend, was E. Beninger und H. Freising in ihrem eben erschienenen Buch: »Die germanischen Bodenfunde in Mähren« (Reichenberg 1933) zusammengetragen haben. Die germanische Hinterlassenschaft wird zunächst nach Ort und Zeit vollständig verzeichnet; dann werden die Funde auf ihre Beschaffenheit und ihre Herkunft hin untersucht und in einer Schlußbetrachtung auf die Bedeutung für die Geschichte und Kultur der germanischen Bevölkerung Mährens ausgewertet. Eine vorzügliche Karte gibt uns nun einen prächtigen Überblick über die Lage der germanischen Siedlungen im Lande Mähren und bestätigt im einzelnen aufs schönste, was man bisher allgemein vermutet hatte. Die Funde wahren vom 1.—6. Jahrhundert und brechen dann vollständig ab. Dadurch wird die Annahme von Bretholz, daß die Germanen von den Slawen in die Randgebiete gedrängt worden seien und sich dort weiter erhalten hätten, auch von diesem Gesichtspunkte aus widerlegt.

So könnte nun schon eine Karte der germanischen Siedlungen der Sudetenländer insgesamt entworfen werden. Aber noch gänzlich im Unklaren sind wir über die Lage und Anzahl der Funde in der Slowakei und in Karpathenrußland. Es wird also die erste und wichtigste Aufgabe der Germanenforschung in Oberungarn sein, zunächst einmal die germanischen Bodenfunde der Slowakei zu verzeichnen und sie vor allem durch neue und planmäßige Grabungen zu vermehren. Sodann wären die Aufgaben, die nun für die Sudetenländer erfüllt sind, einmal für ganz Ungarn zu lösen.

Südost-Europa

Das Buch, das den Untertitel »Ein Querschnitt durch Politik, Kultur und Wirtschaft« trägt, hält, was es verspricht. Land und Leute, Verfassung, Verwaltung und Justiz, Politik und Parteien, Kirche und Schule, Finanzwesen und Wirtschaft der drei südosteuropäischen Königreiche — mit allem macht uns der Verfasser in gedrängter Schau in flüssiger Sprache bekannt.

Das Eigenartige an dem Buch ist, daß es eine Zusammenschau der drei Länder bringt, die in der Tat, wie jeder Kenner weiß, überraschend viel Verwandtes miteinander haben. Mit Recht lehnt der Verfasser in seinem Buch den Einheitsbegriff »Balkan« ab. Die Darstellung macht deutlich, wie trotz aller Verschiedenheit der Rasse und Sprache der drei Völker und der unterschiedlichen Eigenart der Landschaften die Geschichte der letzten Jahrhunderte — Türkenherrschaft, nationale Befreiung und moderne Entwicklung — den drei Staaten gemeinsame Züge aufgeprägt hat. Daß trotzdem in der Darstellung Grenzen und Unterschiede augenfällig hervortreten und der Zusammenschau nicht zum Opfer gebracht werden, ist erfreulich und besonders hervorzuheben. Das Buch ist von einem Kenner Südosteuropas geschrieben. Und die gründliche Bekanntschaft mit Land und Leuten wird ergänzt durch die Vertrautheit mit der einschlägigen und insbesondere auch mit der in den Ländern selbst entstandenen Literatur.

Das Werk ist kein Reisebericht, auf der Fahrt durch den Osten schnellsehend aufgenommen und mit eilender Feder hingeworfen, sondern das Ergebnis gründlicher Studien und eingehender Erkundung an Ort und Stelle. Darauf beruht es auch wohl, daß die günstigen Gegebenheiten und die reichen Zukunftsmöglichkeiten aller drei Länder in der Darstellung hervortreten, während die starken politischen, sozialen und wirtschaftlichen Spannungen und Schwierigkeiten nicht in dem Maße deutlich werden, wie sie tatsächlich bestehen und den Fortschritt der Staaten hemmen. Ich weise z. B. auf die große Schwierigkeit hin, die in Rumänien sich daraus ergibt, daß das kulturell verhältnismäßig zurückgebliebene Regat als Mutterland, den politisch durchaus verständlichen Anspruch auf Hegemonie über die kulturell weiter vorgeschrittenen neuen Landesteile, wie etwa Siebenbürgen und das Banat, macht. Es liegt auf der Hand, daß sich daraus Spannungen ergeben müssen, die mit einfacher Machtpolitik sich nicht ausgleichen lassen. Und ähnlich liegen die Dinge auch in Jugoslawien.

Für den Deutschen wäre in einer neuen Auflage des Buches eine stärkere Heraushebung bzw. eine Sonderdarstellung der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Lage unserer Volksgenossen erwünscht.

Pfarrer Pflicker
Berlin

Walter Hoffmann, Südost-Europa. Bulgarien-Jugoslawien-Rumänien. Verlag W. R. Lindner, Leipzig.

Deutsche Kunst in Siebenbürgen

»Eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der deutschen Kunst in Siebenbürgen lag bisher nicht vor.« So heißt es bescheiden und einfach negativ feststellend im Nachwort des Werkes, das uns diese zusammenfassende Darstellung soeben in vorbildlicher Weise beschert hat. Nicht weniger als vier hervorragende Kunsthistoriker haben sich darum verdient gemacht: Stadtpfarrer D. Dr. Viktor Roth, Mühlbach, der durch seine seit einem Menschenalter emsig betriebenen Einzeluntersuchungen und Vorarbeiten auf den verschiedenen Gebieten der siebenbürgischen Kunstgeschichte die Herausgabe dieses Werkes überhaupt erst ermöglicht hat, ferner Heinz R. Rosemann, Freiherr Alexander von Reitzenstein und C. Theodor Müller, von denen der erste verantwortlich zeichnet für die im Bande behandelte Architektur, der zweite für die Malerei, der dritte für Plastik und Kunstgewerbe.

Man sollte meinen, daß durch diese so verzweigte Zusammenarbeit das Werk an Klarheit und Einheitlichkeit hätte Schaden nehmen müssen. Das Gegenteil ist der Fall. Gerade in seiner Übersichtlichkeit liegt sein besonderer Vorzug. Wir besitzen nun wirklich so etwas wie eine siebenbürgische Kunstgeschichte, oder doch wenigstens ein Werk, das über die wesentlichsten, wenn auch keineswegs über alle Entwicklungsstufen und Problemstellungen deutscher Kunst in Siebenbürgen Aufschluß gibt. Niemand kann dafür dankbarer sein als wir Siebenbürger Sachsen, die wir nun endlich auch auf diesem Gebiet allmählich einen festen Boden unter den Füßen zu spüren kriegen. Daß das Werk dabei auf unsere Sentimentalität keine Rücksicht nimmt, sondern die Dinge so sachlich als möglich schildert, macht einen weiteren, sehr wesentlichen Vorzug desselben aus. Schließlich sei noch bemerkt, daß es den Bearbeitern durchaus immer auf das Hervorheben der großen Zusammenhänge, auf die Wertung unserer Kunst als Gesamterscheinung ankommt.

Dr. O. Folberth
Mediasch

Die deutsche Kunst in Siebenbürgen, im Auftrag der Deutschen Akademie herausgegeben von Victor Roth, bearbeitet von C. Theodor Müller, Alexander Freiherr von Reitzenstein, Heinz R. Rosemann, mit einem Geleitwort von Wilhelm Pinder. Schriften der Deutschen Akademie Nr. 2. 1934, Deutscher Kunstverlag Berlin, Kraft & Drotleff A. G. Hermannstadt/Sibiu.

Der Band enthält einen Text- und einen ungefähr gleichstarken Bildteil. Letzterer besteht aus 226 Abbildungen, die sich auf einer mittleren Linie zwischen künstlerischer und musealer Photographie halten. Der Textteil bringt auf 62 Seiten eine gedrängte Geschichte der deutschen Kunst in Siebenbürgen und auf weiteren 100 Seiten eine genaue Beschreibung der Bildtafeln.

Wirtschaft und Staat im südost-europäischen Raum

Dieses gescheite Buch wird auf seinem Wege wohl manchem Mißverständnis ausgesetzt sein. Schon die äußere Anlage ist für eine größere geschichtswissenschaftliche Untersuchung ungewöhnlich. Der Leser muß sich vorerst an eine wohl zu eng gefaßte Terminologie gewöhnen, nach der für Österreich-Ungarn der im 20. Jahrhundert sonst schon fast untergegangene »Gemeinschaftsgedanke« bezeichnend sei, während alle seine Nachbarn bis auf die teilweise Ausnahme des Deutschen Reiches dem »Einzelligkeitsgedanken« unterlegen seien, der etwa durch die Ideen von 1789 umschrieben wird. Weiter hat sich der Leser damit abzufinden, daß Hobus für seine Arbeit grundsätzlich nur die österreichische Aktenausgabe als Unterlage, und zwar stets in umfangreichen wörtlichen Zitaten, heranzieht, obwohl er um die verhältnismäßig geringe Berücksichtigung wirtschaftspolitischer Aktionen darin weiß und sie andererseits selbst gelegentlich durch die entsprechende reichsdeutsche und englische Veröffentlichung ergänzt. Das treffliche Buch von R. Ibbeken über »Das außenpolitische Problem Staat und Wirtschaft in der deutschen Reichspolitik 1880—1914«, das alles erreichbare Schrifttum heranzieht, wird als Vorbild links liegen gelassen und eine Unterbauung des Buches auch nur durch eine Veröffentlichung wie die des Kabinettschefs Hoyos über die Balkanpolitik Österreich-Ungarns (1922), welche übrigens S. 46 ff. die Auffassung über die Wiedereinschaltung der russischen Gegnerschaft noch vor der Annexionskrise bestätigt, kam für H. anscheinend nicht in Frage. Ebenso steht es mit einer sonst gewiß fruchtbar gewordenen Benutzung von G. Wirsings »Zwischeneuropa«. Bei einer unbefangenen Beschäftigung mit den Problemen des Ostraumes hätte H. auch kaum die von ihm für die Zukunft erwartete Tendenz zur Überwindung der »Einzelligkeit« im Donaauraum in der An-

schlußerklärung von 1918 gefunden, sondern mit weit größerem historisch-politischen Rechte in der Zollunionserklärung von 1931.

Nachdem wir hier notwendige Einwände gegen dieses allzu eigenwillige Erstlingswerk vorweggenommen haben, dürfen wir uns an einer im gesunden Kern starken Leistung erfreuen, welche die ihr zuteil gewordene Förderung durch die Deutsche Akademie verdient. Was Hobus an den Fragekomplex fesselt, ist die entscheidende Tatsache, daß die »Monarchie« sich besonders von der Annexion Bosniens an auf eine rein wirtschaftliche Ausdehnungs- oder genauer gesagt, Selbstbehauptungspolitik umstellte, zumal der Artikel VII des Dreibundvertrages territoriale Erwerbungen am Balkan unmöglich machte. Nun sind der Monarchie wie jeder anderen eine »Volkswirtschaft« bildenden Einheit bestimmte Verkehrswege und Ausfallstore in den Welthandel vorgezogen gewesen, die sich mit den politischen Kraftlinien häufig nicht deckten. Denn alle drei natürlichen Wege Österreich-Ungarns — der an die Adria, zu dessen Sicherung man die Beherrschung des bosnischen Hinterlandes benötigte; der nach dem Ägeis-Emporium Saloniki und der Donau-Weg ans Schwarze Meer — standen in Abhängigkeit vom guten Willen Serbiens. Außenpolitisch berührten sich da die Kraftfelder Rußlands als der Vormacht der slawischen Orthodoxie und die Italiens als des Gegenspielers seines eigenen Verbündeten an der Adria. Hier ging innenpolitisch die Grundordnung der Monarchie unlösbar in die Große Politik über, ob sie nun dualistisch blieb oder trialistisch umgestaltet werden sollte. Die 1867er Verfassung jedenfalls drückte durch die weitgehende Staatlichkeit des Agrarlandes Ungarn, durch seine erwachende »Einzelligkeit«, um so mehr auf die serbisch-österreichischen Beziehungen, je mehr diese vom Ballhausplatz aus aufs wirtschaftliche Gleis verlegt wurden. Wie hier H. aus der österreichischen Aktenpublikation alles Zweckdienliche herausholt und die wirtschaftliche mit der politischen Motivierung ohne Übertreibung

ergänzt, ist sehr anerkennungswert. Fein ist dabei seine Beobachtung, wie in den sich nun entspinrenden Krisen immer mehr an Stelle des historischen Begriffes »Österreich« der farblosere »Cisleithanien« tritt, während »Ungarn« sich schon sprachlich eigenständig davon abzuheben beginnt. Geradezu erschütternd aber tritt nun Zug um Zug an der Hand der Akten die schließlich mit der Katastrophe von 1914 endende Feststellung hervor, daß die gegenseitig angewandten wirtschaftlichen Druckmittel die beiden sehr ungleichen, aber von der Natur aufeinander angewiesenen und durch die Geschichte entzweiten Mächte bis zur Entzündung aneinanderrieben, noch mehr als die eigentlich politischen, denen man aus dem Weg zu gehen suchte.

Die merkwürdigste Episode in diesem Kräfte-spiele ist unleugbar der bei Beginn der Balkankriege von Berchtold vorgetragene Gedanke einer wirtschaftlichen Angliederung Serbiens und Montenegros, der damals in Belgrad weniger befremdete als in Petersburg und Rom. Aber anscheinend scheiterte er am Widerstand im eigenen, noch in Ährentals Geist arbeitenden Ministerium und an ungarischen Vorbehalten, noch ehe die internationale Diskussion und die wohl zu erwartenden serbischen Vorbehalte auch nur zur Geltung kamen. Dagegen haben die Versuche, Serbien wirtschaftlich einzukreisen, angefangen von Ährentals Sandschakbahnpläne bis zu dem Serbien von der Londoner Botschafterkonferenz aufgezwungenen Donau-Adria-Bahn-Projekt nur Österreich-Ungarn politisch isoliert. Indessen auf dem Umwege über russische Anleihen sogar das französische Kapital auf dem Balkan sich hemmend fühlbar machte, hat selbst das wilhelminische Deutschland bis 1913 durch persönlich veranlaßte Mißgunst gegen Bulgarien die Sisyphusarbeit seines Verbündeten noch erschwert.

Priv.-Doz. Dr. R. Lorenz
Wien

Gottfried Hobus: Wirtschaft und Staat im südosteuropäischen Raum 1908—14. (Schriften der Deutschen Akademie, Heft 20, Verlag E. Reinhard. München 1934.)

Wie bestellt man die „Geistige Arbeit“?

1. Bei jedem Buch- oder Zeitschriftenhändler.
(Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Porto.)
2. Durch eine Postkarte beim Verlag, Berlin W 10, Genthiner Straße 38.
(Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. 4 Pfg. Porto für die Nummer.)
3. Bei jedem Briefträger oder jeder Postanstalt des Deutschen Reiches. Es empfiehlt sich die Ausfüllung des beiliegenden Bestellscheines oder einer Postkarte.
(Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzüglich RM 0.22 Bestellgeld.)
Postscheckkonto des Verlages Berlin 59533.

Wustmann, Sprachdummheiten

In der zehnten Auflage vollständig erneuert von
Werner Schulze. Oktav. XI, 394 S. 1935. Geb. RM 2.80

Der vor 44 Jahren zuerst erschienene Band tritt heute in neuer Form und in neuem Gewande vor uns. Wer den Wustmann schon von früher her kennt und als nie versagenden Berater schätzt, wird ihn in seiner neuen Gestalt freudig begrüßen — wer ihn zum erstenmal zur Hand nimmt, der wird ihn bald nicht mehr entbehren wollen.

Der Wustmann ist ein Nachschlagewerk, das der Verbesserung und dem Schutze unserer deutschen Sprache dienen will. Die neue Auflage hat eine starke Umänderung erfahren. Veraltetes mußte fallen, dafür wurden 18 Abschnitte neu eingefügt, andere unter ihnen, die über Modewörter und Fremdwörter, völlig umgearbeitet, im ganzen über die Hälfte neu geschrieben.

Lassen Sie sich bitte den Band unverzüglich von Ihrem Buchhändler vorlegen.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10



Die Überschrift fehlt!!! — denn zwei Filme, jeder in seiner Art vollkommen, wollen an erster Stelle stehen.

Ernsthafte Photoamateure entscheiden:
an erster Stelle Agfa Isochromfilm $\frac{18}{10}^\circ$ DIN

an erster Stelle Agfa Superpanfilm $\frac{18}{10}^\circ$ DIN

Für jede Photogelegenheit den richtigen Film —
Im Freien, auf Wanderungen und beim Sport

Agfa Isochromfilm

mit dem großen Belichtungsspielraum, dem absoluten Lichthofschutz, der hohen Allgemeinempfindlichkeit und besten Feinkörnigkeit. Im Heim, in nächtlichen Straßen und für Kunstlichtaufnahmen

Agfa Superpanfilm

der den Photoamateur von einem Jahr ins andere führt.

Alle Filmpackungen tragen
das Zeichen



EIN LEBENSBILD:

Johann Jakob Bachofen (1815—1887)

Der eigentliche Ruhm hat sich, wie bei so vielen Großen, erst lange nach dem Tode Bachofens eingestellt. Bei Lebzeiten war Bachofen lange bekannt den engen Fachkreisen, die vor allem sein großes Werk über das Mutterrecht (1861) anging, und das waren immerhin schon drei Wissenschaften. Vor allem wurde er durch diese Tat der Begründer der vergleichenden Rechtswissenschaft. Aber noch Josef Kohlers schöner Nachruf¹⁾ zeigt, wie eng der Kreis seines Ruhmes damals noch war.

Von Historikern und Archäologen war Bachofen nach dem Vorgang Mommsens totgeschwiegen worden. Plötzlich im vergangenen Jahrzehnt gelang es einer kleinen Gruppe junger Forscher, für Neuauflagen Bachofenscher Werke Verleger zu gewinnen²⁾ und mit einem Schlag die geistige Welt von der grundlegenden Bedeutsamkeit seiner Forschungsart und ihrer Ergebnisse nicht nur für die mittelmeerische Urgeschichte und die Kenntnis primitiver Kulturen, sondern für eine Tiefenschau überhaupt in die Wurzelgründe alles Menschen-tums zu überzeugen. —

Der äußere Gang dieses Lebens ist von einer Einfachheit, die die billige Literatenmeinung widerlegt, als ob nur lebensgefährliche Erschütterungen die Pforten zu den letzten Erkenntnissen öffnen könnten.

Bachofen entstammt einer Basler Patrizierfamilie, und in seiner Vaterstadt hat er auch den größten Teil seines Lebens als Gelehrter zugebracht. Seine akademische Lehrtätigkeit war nur kurz. Lange Jahre war er dann Mitglied und zeitweise Statthalter des Basler Appellationsgerichts.

Seine Studien hatte er in Berlin und Göttingen gemacht. Dem Rigoroseum in Basel folgen kurze Wanderjahre: ein Jahr Paris, zwei Jahre England. Nach seiner Heimkehr war die Regelmäßigkeit eines gesicherten Beamten- und Gelehrte-daseins nur noch von mehreren Reisen nach Italien und Griechenland unterbrochen. Die »Griechische Reise« (1851) ist erst vor kurzem ans Licht getreten³⁾. Sie ist vielleicht das Schönste, was Bachofen geschrieben hat.

Die größte Katastrophe seines aristokratisch geradlinigen Lebens scheint der Sonderbundskrieg gewesen zu sein, der der Schweiz die neue, von Bachofen zeitlebens verabscheute demokratische Verfassung gab. Was der konservative Romantiker in jenen wenigen Wochen erlitten hat, war gewiß sehr eingreifend.

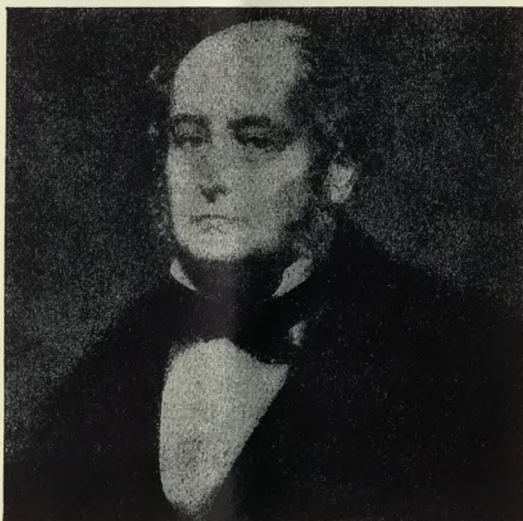
Schon der junge Student der Rechtswissenschaft hatte zu den Füßen des großen Savigny gelernt, daß das römische Recht nur begriffen werden könne aus dem Ganzen altitalischer Lebensfülle, und daß es ein verderblicher Mißbrauch dieses klassischen Erbes war, das — an sich schon auf künstliche Weise zusammengekommen — Corpus iuris mechanisch zur Rechtsnorm mittelalterlicher und moderner Lebensverhältnisse zu machen. Diese Einsicht führte den jungen Juristen von selbst zu dem Entschluß, seine Studien auf den ganzen Bereich der klassischen Literaturdenkmäler und Altertümer auszudehnen.

Aber entscheidend wurde auf der ersten italienischen Reise erst der Anblick der römischen Gräberstraßen und der etruskischen Nekropolen.

Hier stand vor einem frommen Christen der schweigende Tiefsinn, die zeitlose Würde uralter Grabkulte, hier stand der berufenste Sohn der deutschen Romantik erschüttert vor dem Erhabenen, ihm schlechthin gemäßen Forschungsgegenstand. Eine geheimnisvolle Berührung und Be-

fruchtung geschah. Hunderte von gelehrten Reisenden waren an den stummen Denkmälern entlang gegangen, nur das »Schöne« hatte sie angezogen; zu diesem Einen sprachen sie plötzlich.

Hinter der scheinbaren Taghelle des Römertums, dessen doch auf Schritt und Tritt sich aufdrängende Dunkelheiten ein Mommsen »frevelfhaft« (nach Bachofens eigenem Ausdruck) wegdisputieren wollte, öffneten sich unendliche Räume einer Vorgeschichte, in die der stille, abseitige Forscher behutsam, mit der frommen Sicherheit des Behüteten, hinabstieg. Die Erkenntnisse, die er mit unwahrscheinlichem Glück an das Licht des Tages heraufhob, blieben unverstanden. Viele Jahrzehnte lang mußten sie von der archäologischen Spatenforschung, von der vergleichenden Völkerkunde, von der Soziologie, von der Tiefenpsychologie bestätigt werden, durch zahllose Gelehrte, die von dem bei Lebzeiten schon Vergessenen nichts wußten: bis eines Tages der Entdecker selbst wieder entdeckt ward und eine wahre Revolution der Kulturwissenschaften bewirkte, deren Folgen noch lange nicht abzusehen sind.



Die mütterlich ewige Erde bewahrt die ewigen Toten in ihrem Schoß, der alles vergängliche Leben spendet. Die Erde ist die große dunkle Mutter der Fruchtbarkeit, die Sonne, Regen und Samen aufnimmt wie ein Weib und Frucht gebiert. Die stille oder rauschhafte Heiligkeit der Nacht; das Geheimnis des Opferblutes, das die Toten und die Erdgottheiten trinken; seltsame Mythen und Mysterien, die durch die antike Literatur geistern, verdunkelt, entstellt, schwer faßbar schon, weil sie jederzeit geheim waren und das profane Aussprechen die Rache der Unterirdischen nach sich zog; alle die unverständlichen Brauchtümer uralter Mittelmeervölker und noch lebender Primitiver in allen Weltteilen, die in dem Mutterrecht gipfeln, am eindrucksvollsten bei dem großartigen und rätselhaften Volk der Etrusker, dessen Religion im Römertum unterirdisch fortwirkte: das alles hat Bachofen zu einer machtvollen Einheit zusammenschauen gelehrt.

Der größte Triumph seiner Methode ist es jedesmal, wenn es ihm gelingt, ganz späten, von den zünftigen Philologen tief verachteten Zeugen des antiken Geistes, oder den unsicheren, von den Schriftstellern selbst nicht mehr verstandenen Sagen und Mythen der Vorzeit (römische Königsgeschichten!) gerade die wichtigsten Ergebnisse abzugewinnen. Denn die Überlieferungen spotten der Zeit, weil sie Ewigkeit in sich haben.

Diese Ergebnisse aber werden vorgetragen in einer Sprache, deren Kraft und Zartheit jedes sprachempfindliche Ohr unverwechselbar anspricht. Man hört die stille Stimme des Menschen, wenn man seine Schriften liest: das ist etwas, was nur von sehr wenigen Schriftstellern gesagt werden kann.

Mit krampfloser Selbstverständlichkeit hat dieser wohlhabende Bürger eines behaglichen Stadtwesens des 19. Jahrhunderts, der Sonntag für Sonntag im altväterlichen Zylinder zur Kirche ging,

streng und nüchtern als ein echter Reformierter, sein Christentum mit dem »Heidentum« ferner Jahrtausende in Einklang zu setzen gewußt. Das alte Wort »Et heic dii sunt!« gewinnt in Bachofens Mund einen sehr starken Klang, der das Gegenteil liberalistischer Zerflossenheit kündigt. Manche seiner eifrigsten neuen Anhänger, besonders die, die von Nietzsche herkommen, sind abgesagte Feinde des Christentums und verengen damit offensichtlich die wunderbare Weite des Meisters.

Denn Bachofen meint es ja keineswegs so, als ob es über das Altertum hinaus nichts gäbe und wir alle eigentlich wieder Etrusker oder Lykier zu werden hätten, um etwas zu sein: sondern der letzte Sinn seiner Forschungen ist, die religiöse Würde der Entwicklung aufzuzeigen, die das Menschengeschlecht unter unsäglichen Kämpfen und Mühen aus den Urtiefen des Hetärismus über das Mutterrecht und seine frommen Grabkulte zu der apollinischen Helle des Patriarchats, aber dann über Hellas hinaus zu der Menschwerdung Gottes in Christus emporgeführt hat. Die wunder-volle, tief redliche Ausgewogenheit dieses Systems ist ein erhabener Trost, der uns heute nötiger ist denn je.

Es sollte endlich begriffen werden, daß echte Romantik, der alle Feinheit und Sicherheit moderner Geschichtsmethoden verdankt wird, ohne die spezifisch christliche Grundidee einer überzeitlichen Verantwortungsgemeinschaft der Geschlechterfolge undenkbar ist; wie denn die großen Väter der Romantik, ein Hamann, Herder, Möser, sämtlich große Christen waren und alle fruchtbaren Geister der romantischen Bewegung ihre echten Kinder. Die unredliche bürgerliche Verfälschung der romantischen Grundgesinnung ist nicht ihre Schuld, sondern die Schuld ganz anderer Interessen. Bachofen, dessen fruchtbare Lebenshöhe schon ganz in die Zeit dieser Verfälschung fällt, ist auf rätselhafte Weise völlig frei von ihr. Das ist vielleicht das Erstaunlichste an diesem erstaunlichen Leben, das erst im Jahr 1887 endete.

Die feste Geborgenheit in der eigenen Religion ist es, die diesem Forscher die methodische Sicherheit in der Erforschung der »heidnischen« Kulte verleiht. »In ein Sieb kann man kein Wasser fassen; wer seiner eigenen Religion spottet, kann die der alten Welt auch nicht würdigen; und wer für sich selbst den sicheren und festen Geist verloren, der kann auch keinen Sinn haben für eine Zeit und für ein Volk, denen das Göttliche einzige Norm, einziger Inhalt alles Lebens bildete⁴⁾.«

Eine tragische Symbolik liegt darin, daß Nietzsche jahrelang in der Stadt des Größeren lebte, ja mit Bachofen persönlichen Umgang hatte, ohne den geringsten Nutzen von seiner Lehre zu ziehen.

Dr. K. A. Meißinger
Frankfurt a. M.

⁴⁾ Griechische Reise, S. 136 f.

Aus dem Inhalt der letzten Nummer:

HERRMANN: Die Selbstbesinnung des Arztes

MÖLLENHOFF: Zur Frage der Heilbarkeit von Geisteskrankheiten

SIEGMUND: Seelische Erkrankungen und ihre Ursachen

BICKEL: Die Rolle des Alkohols in Medizin und Kriminalistik

AULER: Der Laie und der Krebs

Die nächste Nummer bringt u. a.

HASEBROEK: Träumen und Traum im Problem des Lebens

HELLPACH: Unbewußtsein

SCHNEIDER: Zweck als Handlungsbegriff

VENZMER: Hormone und Charakter

¹⁾ Zeitschrift f. vergl. Rechtsw. Bd. 8, S. 148 ff.

²⁾ Am wichtigsten: Der Mythos von Orient und Occident. Eine Metaphysik der alten Welt. Aus den Werken von J. J. Bachofen. Mit einer Einleitung von Alfred Bäumler, hrsg. von Manfred Schroeter. München, C. H. Beck, 1926. — Über das Biographische unterrichtet am besten das große Werk von C. A. Bernoulli, J. J. Bachofen und das Natursymbol (Basel 1924) in den beiden ersten Kapiteln.

³⁾ Im Auftrag der Universitätsbibliothek Basel hrsg. von Georg Schmidt. Heidelberg, R. Weißbach, 1927.